BU47
.R74

UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Digitized by Google

Süddeutschlands

Sagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. Rothacker.

Zweite Auflage.

Stuttgart,
Verlag von Eduard Fischhaber.

Stuttgart, Druck von Fr. Henne.

Deutsches

Sagenbüchlein.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. Rothacker.

Zweite Auflage.

Stuttgart,
Verlag von Eduard Fischhaber.
1859.

352120
FEB 12 1930
BU47
R74

Die heilige Rotburga.

Auf der alten Burg Hornberg, deren Thürme und Mauern noch am Neckar stehen, wohnte vor Zeiten ein mächtiger König mit seiner schönen und frommen Tochter Rotburga. Diese liebte einen Ritter und hatte sich mit ihm verlobt; er war aber ausgezogen zum Kampf in fremde Lande und nicht wiedergekehrt. Da beweinte sie Tag und Nacht seinen Tod und schlug jeden andern Bewerber um ihre Hand aus; aber ihr Vater war hartherzig und achtete wenig auf ihre Trauer. Eines Morgens trat er zu ihr mit den Worten: „Bereite deinen Hochzeitschmuck; in drei Tagen kommt ein Bräutigam, den ich dir ausgewählt habe.“ — Rotburga aber sprach in ihrem Herzen: „Eher will ich fortgehen, so weit der Himmel blau ist, als daß ich meine Treue brechen sollte.“ — In der Nacht darauf, als der Mond aufgegangen war, rief sie einen treuen Diener und sprach zu ihm: „Führe mich die Waldhöhe hinüber nach der Kapelle St. Michael, da will ich, verborgen vor meinem Vater, im Dienste Gottes das Leben beschließen.“ — Als sie auf der Höhe waren, rauschten die Blätter, und ein schneeweißer Hirsch kam herzu und stand neben Rotburga still. Da setzte sie sich auf seinen Rücken und ward,

nachdem sie sein Geweih erfaßt hatte, schnell von ihm fortgetragen. Der Diener sah, wie der Hirsch mit ihr über den Neckar leicht und sicher hinüberschwamm, und drüben zwischen den Bäumen des waldigen Abhangs verschwand.

Am andern Morgen, als der König seine Tochter vermißte, ließ er sie überall suchen, und schickte Boten nach allen Gegenden aus; aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben, und der treue Diener wollte sie nicht verrathen. Aber als es Mittagszeit war, kam der weiße Hirsch auf Hornberg zu ihm, ihn anblickend mit bittenden Augen, und als er ihm Brod reichen wollte, neigte das Thier seinen Kopf, damit er es ihm an das Geweih stecken möchte. Dann sprang er fort, und brachte es Rotburga hinaus in die Wildniß, und so kam er jeden Tag und erhielt Speise für sie. Viele sahen es, aber Niemand wußte, was es zu bedeuten hatte, als der treue Diener.

Endlich bemerkte der König den weißen Hirsch, und zwang dem Alten das Geheimniß ab. Des andern Tags zur Mittagszeit setzte er sich zu Pferd, und als der Hirsch nach seiner Gewohnheit die Speise zu holen kam und damit forteilte, jagte er ihm nach, durch den Fluß hindurch bis zu einer Felsenhöhle, in welche das Thier sprang. Der König stieg ab und ging hinein; da fand er seine Tochter mit gefaltenen Händen vor einem Kreuze knieend, und neben ihr ruhte der weiße Hirsch. Da sie das Sonnenlicht seit Monaten nicht mehr berührt hatte, war sie todtenblaß geworden, also

daß der Vater vor ihrer Gestalt erschrack. Dann sprach er mit linden Worten: „Rotburga, folge mir wieder zu meiner Burg!“ — Aber sie erwiederte: „Ich habe Gott mein Leben gelobt und suche nichts mehr bei den Menschen.“ Was der König noch sonst sprach, die Jungfrau war nicht zu bewegen, und gab keine andere Antwort. Da erwachte die Heftigkeit seines Gemüths. Er will sie wegziehen, aber sie hält sich mit der andern Hand ans Kreuz, und als er Gewalt braucht, löst sich der Arm, an welchem er sie gefaßt, vom Leibe ab und bleibt in seiner Hand. Da überfällt ihn ein Grausen, er eilt alsbald von dannen, und begehrt nimmer wieder der Höhle sich zu nähern. Der blutend niedergesunkenen Rotburga aber sendet der Herr eine Schlange, die ihr heilkräftige Kräuter bringt. Bald ist damit die wunde Stelle geheilt, und neue Kraft durchströmt den schon halb erstorbenen Leib der Jungfrau.

Als das Volk umher hörte, was geschehen war, verehrte es Rotburgen als eine Heilige. Büßende Sünder, die zu dem Einsiedler bei der St. Michaelskapelle kamen und Hülfe suchten, wurden von ihm an die fromme Jungfrau gewiesen. Sie betete mit ihnen, und, von der schweren Herzenslast befreit, kehrten sie begnadigt in die Heimath zurück.

Im Herbst, als die Blätter fielen, schwebten die Engel vom Himmel zu Rotburga herab und trugen ihre Seele heim; die Leiche hüllten sie in ein königliches Gewand und schmückten sie, obgleich alle Blumen verwelkt waren, mit blühenden Rosen und mit einer Königskrone.

Zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch auf dem Nacken gehabt, trugen die Entseelte auf einem neuen Wagen über den Fluß, ohne die Hufe zu benetzen, und die Glocken in den naheliegenden Kirchen fingen von selbst an zu läuten. Wo die Stiere still hielten, ward der Leichnam zur Erde bestattet. Der König aber stiftete an derselben Stelle eine Kirche, und in ihr ließ er seinem frühe geschiedenen Kinde das steinerne Denkmal setzen, das noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Der Riese von Marbach.

Seht ihr wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Rieſenhaus,
Ganz ſchwarz und unbehauen,
Grub er ſich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf ſie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es ſei der Rieſe, ſagt das Buch,
Aus Aſia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus ſey das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längſt verſchwunden ſind,
Der Wald iſt ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umſonſt mit ſeinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

Denn ob des Schloſſes Felſengrund
Verſunken iſt in Schweigen,
Wird man doch d'rauf zu dieſer Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine ſechzig Jahr' es ſind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geſchwind,
Kein Rieſe zwar von Leibe:
Von Geiſt ein Rieſe wunderſam,
Als ob der alte Heidenſtamm
Ein junges Reis noch triebe.

Und als er groß gewachſen war,
Da ſang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Args und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenſpiel
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär er ihres Blutes.

Auf einmal ward er ſtiller jetzt,
Begann ſein ernſtes Dichten,
Er las, in fremdes Land verſetzt,
Tiefſinnige Geſchichten,
Doch ward in des Gedanken Schooß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiſte d'rauf in's ſpan'ſche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon geſungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Gluth
Hätt' er noch nicht empfunden.

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf seinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht' ihm nicht genügen,
Es saß der edle Riesengeist,
In sich gekehret als verwaist,
Und seine Lieder schwiegen.

Da plötzlich sieh! erhebt er sich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte, stolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerstreuet.
Es zieht vor uns sein Wallenstein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebessterben,
Maria wirft sich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze steht
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

Und ach, da kommt der freie Tell
Mit seinen Eidgenossen:
Ihm folgt der gute Sänger schnell,
Er hat den Zug beschlossen,
Er singt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimathsort,
Aus dem die Riesen sprossen.

Seefräulein.

(Mümmelchen.)

Obe uf de Horeisgrinde iſch e See, de mer de Mummelſee heiſcht, denn vor Zite hen Mümmele oder Seewible drin g'wuhnt. E junger Hirt het mengmol in der Näh ſi Kueh un Schof g'huet un e Liedli g'ſunge. 'S iſche ſufrer Bue g'ſi, mit gele, kruſe Hore un eme G'ſichtle, wie Milch un Bluet. E mol, gege Obed, do kommt e Jungfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het ſeen Schleier trage. D'Jungfrau ſetzt ſi zuem Hirte un ſeit: es iſch do guet tanze! 's Moos iſch weich, un 's weihte e kuel Lüftli us de Tanne her. — Der Hirt het nit 's Herz, ebbes z'antworte; ſo e ſchöns Frauebild het er ſi Lebte nit g'ſehne, un 's wurd em faſcht wunderli d' Sinn. Do guckt ſe en an mit ihre große ſchwarze Aue, un mit ihrem Mündle wie Krieſe ſo roth, un ſeit: Mögſcht mer net a Liedli ſinge? Do hobe hört mer niks, as de wilde Waldvögel. — Em Hirte iſchs juſt nit ſingeri g'ſi, aber er het do ang'ſange:

Es ſchwimmt e Rösli, ſo wiß wie Schnee,
Gar luſti dört uf em ſchwarze See,
Doch guckelt numme e Sternle runter,
So duckt's au gli ſi Köpfle unter.

Witer het er nit ſinge künne, denn's Mümele het en ang'ſchaut mit eme Paar Aue, der Schnee uf de Gründe wär ſchu im Merze dervun g'ſchmolze. Wenn mer aber Für zuem Strau thuet, ſe brennt's, un mit em Löſche iſch's ſo e Sach. Kurz un guet — der Hirt verplem-

pert ſi in's Seewible, un ſe iſch au nit von Iſe g'ſi. Aber alles in Ehre. Se hen kurzwilt un Narretei triebe, un am End iſch der Hirt keck wore, un het em Mümmele e Schmüzle gen, un ſe het em ſeldrum d'Aue nit uskrazt. Bim Abſchied aber het ſe zu em g'ſeit: Wenn i au e mol nit kumm, ſe blieb mer vum See weg un rief mer nit. — E Zit lang iſch's ſo gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wer ietzt allewil klor blibe; aber hinter em iſch e gar ſchwarze Wolk ufg'ſtiege. E mol lößt ſi mi Mümmele zwie Tag mit keim Au meh ſehne un do iſch's em Hirte winne un weh wore, denn mit der Lieb iſch's, wie mit em Heimweh; man kann debi nit ruege noch raſchte, un mer ſot glaube, böſe Lüt hättes eim angethun. Z'letſcht kann's der Hirt nimme ushalte, un lauft an de See; do gucke en d'Seerösle an, als wenn ſe Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit, und rieft d'Jungfrau bim Namme. Uf eimol wurd's Waſſer unruehig, un us em See kommt e Zetterg'ſchrei, un er färbt ſi mit Bluet. De Hirte wandelt e Gruſe an — er lauft in d'Berri ni, wie wenn en e Geiſcht jage thät, un vun de Zit an het me niks meh vun em g'ſehne no g'hört.

Das Eßlinger Mädchen.

Melac, der Franzen General
Mit ſeinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal,
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da ſitzt er ſchon,
Man hört ihn lachend ſprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerſt auf den Wall
Am Pulverdampf ſich labend,
Der wolkigt zieht, mit ſeinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie ein Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein ſtehen,
Daraus ein ſchönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er iſt in welſcher Glut entbrannt:
„Das Mägdlein will ich haben!"
Es gibt in dieſem Schwabenland
So viele ſchöne Gaben;
Mir will der Wein in dieſem Thal
Schier wie der heim'ſche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'ſchen Schäferſtunden!

Noch an demselben Abend steht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt sein Ruf ergeht
Will sie nicht seyn verloren,
Soll sie alsbald die schöne Magd
Dem argen Dränger senden,
Sonst raucht die Stadt, sobald es tagt,
Von tausend Feuerbränden.

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutsch geklungen:
„Von einer freien Reichesstadt
Wird solches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel verdorben,
Und sterben unsre Töchter all',
So sind sie keusch gestorben!"

Der and're Morgen dämmert still,
Die Glocken alle schallen,
Die Stadt als Eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da schmückt sich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt,
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinste seiner Töchter?

Durch Freund' und Feinde frei ſie geht,
Die Magd mit ſtillem Tritte,
Hinauf bis wo die Fahne weht
Von Melac's Lagerhütte.

Geſprungen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küſſe Gluth
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft ſich in die Waffen ſtolz:
Sie ſollten's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will ſeine Brunſt ſich kühlen.

Wie er will ſchreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen,
Und mit dem erſten Sonnenſtrahl
Die Jungfrau vor ſich ſtehen;
Mit ihrem Häublein ſpielt das Licht
Als einem Heil'genſcheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des Deutſchen Sinnes Reine.

Nicht Angſt, nicht and're Regung zückt
Durch ihre ſchlanken Glieder,
Die Bruſt mit friſchem Strauß geſchmückt
Wallt friedlich unter'm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet ſind,
Schlicht ſind die blonden Locken,
Sie ſchaut ihm wie ein fragend Kind
In's Antlitz unerſchrocken.

So deutſcher Schönheit klares Licht
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf ſein geblendet Angeſicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt iſt ihm das welſche Wort
Auf ſeiner ſchnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geſchwungen.

Hinaus mit ſeiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet er den Blitzesſtrahl
Aus ihrem Augenſterne. —
Die Glocken ſind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgeſtalt,
Siegreich und unverloren.

Ottilie.

Am Abhange des Johannisbergs bei Freiburg zeigt ſich über einer Felſenkluft das einfach geſchmückte Wallfahrtskirchlein der heiligen Ottilie, die in früher Jugend ſchon das Gelübde gethan hatte, den Schleier zu nehmen; allein ihr Vater, der elſäßiſche Herzog Attich, ſagte ſie, ihrem Willen zuwider, einem vornehmen Allemannen zur Ehe zu. Da ergriff das Mägdlein in ärm-

licher Kleidung die Flucht, kam glücklich über den Rhein und bis zu den Bergen des Schwarzwalds. Schon hatte ſie einen derſelben zur Hälfte erreicht, als ihre Kräfte ſchwanden. Den Himmel um neue in gläubigem Gebet anrufend, vernahm ſie plötzlich ein Geräuſch. Es waren Reiter ihres Vaters, die ſie verfolgten. Raſch dem Dickicht der Höhe zueilend, um ſich dort zu verbergen, blieb zuletzt zwiſchen ihr und ihren Verfolgern nur noch ein Fels. Ihre Lippe flehte zu Gott um Rettung, und ſiehe da! alsbald that der Fels ſich aus einander, ſo daß ſie hineintreten konnte, und dann ſchloß er ſich hinter ihr. Gleich darauf erſcholl das Getrappel der Roſſe und die Stimme ihres Vaters, der ſie rief. Sie antwortete. Ottilie! rief Attich noch einmal. Und aus dem Felſen heraus erklang es, ihm zum Grauen: Ihr verfolgt den, der mein Gelübde ſchützt! Da ſchwur Attich, den Willen des Herrn erkennend, daſſelbe zu ehren und ſeinem Kinde ein Kloſter zu gründen. Plötzlich öffnete der Fels ſich wieder; Ottilie trat hervor und ſank, von Himmelsglanz umfloſſen, an ihres Vaters Bruſt. Der Fels aber blieb von Stund an offen, und in der Höhle, die Ottilien verbarg, ſprudelte ein Quell, klar und friſch, hervor, der kranken Augen bis auf den heutigen Tag wohlthätig iſt.

Der ſteinerne Brodlaib zu Neckarhauſen.

Fürchterlich auf Schwabens Gauen
Lag des Hungers bange Noth,
Trauernd ſtanden Feld und Auen
Und die Erndte gab kein Brod.
Abgezehrt gleich blaſſen Leichen
Schlich das arme Volk umher,
Und die Speicher ſelbſt der Reichen
Gähnten öd' und Früchte leer.

Und ein Fremdling kam gegangen,
— Eine Kummerthräne floß
Zitternd über ſeine Wangen, —
Auf der Lichtenſteinin Schloß,
Flehend ſank er ihr zu Füßen:
Gnäd'ge Frau, erbarmt Euch mein!
Doch ſie ſprach: Mein letzter Biſſen
Iſt noch dieſer Laib allein.

Seufzend ging er und verſchwunden,
Wie in ſchnellem Geiſterflug,
War der Fremdling, zu erkunden
Nirgends, wie ſie forſcht' und frug:
War vielleicht geſandt von oben
Dieſer Fremdling mir und kam
Meinen Glauben zu erproben.
Reu erfüllt ihr Herz und Schaam.

Und wie ſie am andern Morgen
Schüchtern öffnet nun den Schrein,

Drinn den Laib ſie hielt verborgen,
Liegt verwandelt er in Stein!
Kalt durchgraust es ihre Glieder,
Denn die Ahnung wird ihr klar,
Und ſie legt den Steinlaib nieder
Auf St. Ulrichs Frohnaltar.

Und zu frommen Jahrgeſpenden
Für der Armuth Noth und Leid
Uebergibt des Heil'gen Händen
Sie ihr köſtliches Geſchmeid,
Ihre Schuld will ſie verſöhnen,
Jährlich mildern Armer Noth,
Wandeln ſollen ſtatt in Thränen
Ihre Perlen ſich in Brod.

Alles Volk mit heil'gem Grauen
Strömt von Nah und Fern heran,
Solches Wunder anzuſchauen,
Das ſo ſichtbar Gott gethan,
Auf die Nachwelt ſoll man's ſchreiben,
Und des Steinlaibs heil'ges Pfand
Soll ein ew'ges Denkmal bleiben
Warnend an des Kirchleins Wand.

Die Burgfrau von Baden.

Rheinau gegenüber lag einſt das feſte Schloß Baden, von einem uralten Geſchlecht bewohnt. Lutz von Ba=

den, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, führte lange ein wüſtes Leben, bis er einſt in einer Fehde ſo übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er ſchien jetzt den Jugendrauſch ziemlich ausgeſchlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der ſchönſten, doch gewiß eine der tugendreichſten Frauen ihrer Zeit; ſie hielt ſtreng auf Zucht und gute Sitte im Hauſe, und half, wo ſie nur konnte, der Armuth aus der Noth. Aus Erbarmen nahm ſie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu ſich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte, als das Kloſter, wozu ſie jedoch wenig Neigung in ſich verſpürte. Amina war ſchön und verſchlagen; ſie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der Alles aufbot, ihre Gunſt zu erwerben. Amina wußte das Netz ſo klug zu werfen, daß ſich Lutz darin verſtrickte. Sie ließ ihn merken, daß ſie nicht unempfindlich ſey, betheuerte aber zugleich, ſie werde ihr Herz nie verſchenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böſe Geiſt zwar gewichen, aber er ſchlich noch immer in ſeiner Nähe herum, und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in ſeine Gewalt bekommen mochte. Dieß geſchah jetzt, und Lutz brütete bald über allerlei Anſchlägen, um in den Beſitz des ſchönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus der Welt zu ſchaffen, und verſchob die Ausführung der ſchrecklichen That nur noch, bis Kunigunde ihr Knäb-

lein entwöhnte, welches ſie ſelbſt ſtillte. Dann wurde das Werk der Finſterniß ſo heimlich vollzogen, als möglich, die Burgfrau ſtarb plötzlich an einem Steckfluß, wie man ausſprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ungefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Dieſe kümmerte ſich nicht ſonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, ſo ſchlief ſie ruhig fort, und ſtieß manchmal Scheltworte gegen das unſchuldige Kind aus. Einſt, däuchte ihr, ſie höre die Wiege gehen, worin das Kind ſchlief; ſie richtete ſich auf im Bette, und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Geſtalt, ganz der verſtorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege ſaß und das Knäblein ſchaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schooß, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in ſein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag ankündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und ſeiner Gattin Nachricht von der Erſcheinung. Lutz ſchalt ſie eine Närrin, obgleich er ſich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina aber gerieth auf den Verdacht, Kunigunde ſey nicht wirklich vergiftet, ſondern irgendwo eingeſperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm ſie in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben ſchlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing, und zugleich die weiße

Gestalt ins Zimmer trat und sich an die Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster, und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wüthend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beim Arme fassen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob sich vom Sitze und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Briefchen folgenden Inhalts:

Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen.

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

Die Steinlacherin und der Russe.

Dort steht der fremde Feldhauptmann
Den Mädchen zu Gefallen,
Er sieht sich keck die Weiber an,
Die aus der Kirche wallen.

Ein Mägdlein tritt zuletzt heraus,
Die ſchönſt' im ganzen Flecken,
Sie ſchickt die blauen Augen aus,
Und ruft ſie heim vor Schrecken.

Es ſäumt geheimnißvoll der Flor
Die langen Augenlieder,
Es drängt die keuſche Bruſt hervor
Das weiche Scharlachmieder.

Auf blanken Spitzen lagern ſich
Des Haares braune Flechten,
Die linke Hand liegt tugendlich
Am Gürtel auf der rechten.

Sie ſchreitet fürder mit dem Buch
Zu Hauſe fromm uud munter,
Noch ferne glänzt das blaue Tuch,
Es wallt den Leib herunter.

Der Kriegsmann geht, im Blicke Gluth,
Wie tiefdurchglühte Kohlen,
Dem Wirth befiehlt ſein Uebermuth,
Die junge Magd zu holen.

Die bärt'ge Lippe rühret er
Zu raſchem, kurzem Worte,
Da trägt der Wirth ein Herz gar ſchwer
Zu ſeines Nachbars Pforte.

Der graue Vater hört's mit Harm,
Hat ſeinen Gram verborgen:

„Komm," ſpricht er, „Kind an meinen Arm;
Laß den im Himmel ſorgen!"

So führt er ſie dem Hauſe zu,
Er wappnet ſich zum Streite:
„Nach meinem Kind, Herr! fragteſt du?
Hier ſteht es mir zur Seite."

Die Jungfrau lehnt ſich an den Greis,
Mit zagendem Vertrauen,
Es war an ſeiner Locken Eis
Ihr Blüthenhaupt zu ſchauen.

Der Jüngling aber ſtellt ſich fern,
Er ſcheut, ſie zu verletzen,
Er winkt mit regem Augenſtern,
Bis ſie ſich beide ſetzen.

Dann ſetzt er ſich zu unterſt an,
Wo er im Sonnenlichte
Sich recht ergeh'n und laben kann
Auf ihrem Angeſichte.

Er blickt in ihrer Wangen Blut,
In ihrer Augen Bläue,
Die Hand ihm auf der Stirne ruht,
Er ſchaut und ſchaut auf's Neue.

Da weicht aus ſeiner Bruſt die Pein,
Da wird ſein Auge milde,
Sein Sinn wird ſtill, ſein Herz wird rein
Vor Gottes Ebenbilde.

Es läßt ſein Mund aus rauhem Bart
Ein kindlich Lächeln ſchauen,
Bethränte Blicke weben zart
Sich unter dunkeln Brauen.

Dann ſteht er auf und reißt ſich los,
Langt nach des Vaters Händen,
Er warf ein Gold ihm in den Schooß
Und thät ſich ſchweigend wenden.

Der Minneberg.

Bei Doſſenheim an der Bergſtraße liegen auf einer waldigen Höhe die Trümmer der einſt feſten Schauenburg. Hier lebte Bertold, der letzte ſeines Stammes, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Er hatte eine einzige Tochter, Ida genannt, die in jugendlicher Anmuth heranblühte. Ein wackerer junger Ritter, Hug von Habern, kam manchmal auf die Schauenburg, und es entging dem Fräulein nicht, daß ſie es war, die ihn anzog. Auch blieb er ihrem Herzen nicht lange gleichgültig. Beide liebten ſich, ohne daß es Hugo gewagt hätte, von Liebe zu ſprechen. Auch trat jetzt ein unwillkommenes Ereigniß zwiſchen die Wünſche und Hoffnungen des Ritters. Als Pfälziſcher Vaſal mußte er mit ſeinem Herrn gegen König Ludwig in den Krieg

ziehen. Der Abſchied auf Schauenburg war traurig. Hug bat das Fräulein, ſeiner zu gedenken, und ſchenkte ihr ein ſchönes Windſpiel, das ihn gewöhnlich begleitete und an welchem Ida immer ein großes Wohlgefallen gezeigt hatte.

Der Krieg dauerte lange, und Hug kehrte erſt nach einem Jahr in die Heimath zurück. Sein erſter Ausflug war nach der Schauenburg. Aber ſchon unterwegs vernahm er, der alte Bertold ſey inzwiſchen geſtorben, die Herrſchaft von dem Lehnsherrn eingezogen worden und Fräulein Ida verſchwunden. Der Ritter wurde ſehr traurig ob dieſer Nachricht; er ſuchte da und dort Erkundigungen einzuziehen von dem Fräulein; allein die zurückgebliebenen Diener ſelbſt wußten keine weitere Auskunft zu geben, als daß ſie wenige Tage nach dem Begräbniſſe ihres Vaters, von einem einzigen alten Diener begleitet, die Burg verlaſſen, weil ſie gefährlichen Nachſtellungen ausgeſetzt geweſen.

Hug ſtellte jetzt Nachforſchungen an in den Klöſtern und überall, wo er eine Spur der verlornen Geliebte zu entdecken hoffte. So gingen viele Monde vorüber, und er wurde täglich ſchwermüthiger und mied alle Geſellſchaft der Menſchen. Manchmal durchſtrich er den finſtern Odenwald, weniger um ſich an der Jagd zu ergötzen, als weil die Einſamkeit der Wälder ihm zuſagte. Einſt kam er an den Fuß des Minnebergs, wo er ſich ermüdet an eine Quelle niederlegte. Ida's Bild trat lebendiger als je vor ſeine Seele. Da rauſcht es durch's Gebüſch, er ſpringt auf und greift nach dem Bogen; in

dieſem Augenblicke ſieht er das Windſpiel, welches er Ida beim Abſchiede geſchenkt. Es kannte ſeine Stimme, ſprang an ihm hinauf, und gab ſeine Freude durch hunderterlei Bewegungen zu erkennen. Dann eilte er in's Gebüſch, kam wieder hervor, und ſchien den Ritter einzuladen, ihm zu folgen. Hug that es, und das Thier führte ihn auf die Höhe des Bergs zu einer Felſenhöhle, an deren Eingang Ida mit dem alten treuen Knechte ſaß. Die Freude des Wiederſehens war unbeſchreiblich. Sie erzählte, wie ſie nach dem Verluſte der väterlichen Güter und bedrängt von dem Ungeſtüm eines rohen Edelknechts, der ſie zu entführen gedachte, in dieſe Einöde ihre Zuflucht genommen, da jeder andere Weg zu gefährlich geweſen.

Hug brachte ſie zu einer frommen Wittwe in Sicherheit, bis er ſie nach wenigen Monaten als Braut zum Altar führte. Wo die Höhle ſtand, baute er eine ſtattliche Burg und nannte ſie Minneberg. Zum ewigen Gedächtniß ließ er das Windſpiel, welches ihn zu der Geliebten geführt, am großen Portal des Schloſſes aushauen, wo es erſt in der letzten Zeit weggenommen und an der Ziegelhütte unten im Thale, beim Dorfe Guttenbach, über einer Stallthüre eingemauert wurde und noch zu ſehen iſt.

Der Geiſelſtein bei Geislingen.

Was ſchauet vom Felſen in's Thal herein?
Das iſt der Graf von Geiſelſtein.
Er ſchaut ſo wehmuthvoll mich an;
Was hat man dem armen Grafen gethan?

Es iſt um das heilige Oſterfeſt,
Als fröhlich der Graf ſein Schloß verläßt;
Er reitet auf die Jagd hinaus,
Die Knaben bleiben allein zu Haus.

Sie ſahen wohl lange dem Vater nach,
Als Hugo zu ſeinem Bruder ſprach:
„Sieh, Albert, es ſcheinet die Sonne ſo ſchön;
„Komm, laß uns hinab an den Burgſee geh'n.“

„„Nein Hugo! ſieh', wie die Wolken nah'n,
„„Es ziehet ein ſchweres Gewitter heran.““
„Der Vater iſt fern im dunkeln Wald,
„Und die ſchwarzen Wolken verziehen ſich bald.“

„Der ruhige See läd freundlich uns ein;
„Komm Albert, und laß die Sorgen ſeyn!“
„„O ſieh, wie die Woge den Fels beſpritzt!
„„Sieh, wie es hinten ſo ſchaurig blitzt.““

„So geh' ich allein zum See hinab,
„Und fänd' ich im Waſſer mein frühes Grab!“
„„Nein, Hugo! zuſammen gehen wir,
„„Und ſollteſt du ſterben, ſo ſterb' ich mit dir!““

Es hat der Vater nicht Ruhe, nicht Raſt,
Er durchjaget den Wald in ängſtlicher Haſt.
Bald ſtößt er ins Horn; es iſt ihm ſo bang,
Es dünket die Zeit ihm unendlich lang.

Er eilet nach Haus, er ſtürzt in den Saal,
Er ſuchet die Knaben überall.
Wo ſeyd ihr, o Himmel, wo ſeyd ihr? es bricht
Des Vaters Herz, denn er findet ſie nicht.

Da ſieht er hinaus mit ſehnendem Blick,
Er ſchauet die Knaben und bebet zurück:
Denn ſie ſuchten umſonſt auf ſchwankendem Kahn
Im Sturmesgeheule dem Ufer zu nah'n.

Es hallet der Donner, die Woge braust,
Die Blitze zucken, der Sturmwind ſaust:
Da beten die Knaben zu Jeſu hinauf:
Nimm gnädig unſre Seelen auf!

Und wie ſie ſo beten der Donner ſchweigt,
Und im Nachen ein holdes Knäblein ſich zeigt;
Es ſpricht: umgeben von Himmelsſchein:
Geht nun in das Reich des Vaters mit ein!

Da ſchauen die Knaben zum Schloß hinan:
Lieb Vater, leb wohl! — Da ſinket der Kahn,
Da erkaltet des liebenden Vaters Herz,
Er erſtarret zu Stein von unendlichem Schmerz.

Die Burg iſt zerfallen, der See iſt nicht mehr,
Doch ſieht noch heute ſchauerlich hehr
Ins Thal herab das Haupt von Stein
Des armen Grafen von Geiſelſtein.

Burg Stolzeneck.

Unter Zwingenberg, bei dem Dörfchen Lindach, rücken die Berge, welche das Ufer des Neckars begrenzen, näher zusammen, und bilden ein enges, dunkles Thal, durch welches der Strom melancholisch hingleitet. Links ragen aus Gebüsch die halbzerbröckelten Mauern von Stolzeneck hervor, an welche manche schauerliche Sage und historische Erinnerungen sich anknüpfen. Noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war diese Burg ein furchtbares Raubnest, in welchem Hans Horneck von Hornberg sein Wesen trieb.

Früher lebte hier ein junger Ritter, Namens Ottmar, mit seiner Schwester Williswinde. Der Ritter mußte seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, und die schöne Williswinde blieb mit einigen treuen Knechten und Dienerinnen auf der Burg zurück. Sie liebte die Einsamkeit, in welcher sie aufgewachsen war, und dachte in der Unschuld ihres Herzens nicht, daß irgend eine Gefahr ihr nahen könne. Ihr Liebling war ein Rabe, den sie aufgezogen hatte. Er begleitete sie in Garten und Wald, wo sie bisweilen lustwandelte, hüpfte flugs auf ihren Ruf herbei, und zupfte sie am Gewand, wenn er Futter haben wollte.

Zwei Monate waren verflossen seit dem Weggange ihres Bruders, und da der Pfalzgraf mit dem Heerhaufen, bei welchem sich Ottmar befand, nach Jülich ziehen mußte, so war an seine baldige Rückkehr nicht zu denken. Williswinde hegte wohl Besorgnisse um den lieben Bru-

der, aber in ihrer Seele wohnte ein schönes Vertrauen, und sie war gewiß, der liebe Gott werde ihn ihr erhalten. Eines Abends meldete sich ein Pilger auf Stolzeneck und bat um Herberge. Williswinde nahm ihn freundlich auf, und da er vorgab, aus Palästina zu kommen, so setzte sie ihm selbst das Abendessen vor und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sein langer Bart und der kecke, etwas wilde Blick gaben dem Pilger etwas Unheimliches; aber das Fräulein suchte den widrigen Eindruck zu bezwingen, denn er wußte so Vieles zu erzählen von den Drangsalen, die ihm wiederfahren, daß ihr Mitleid rege wurde. Sie ließ ihm des andern Tages noch ein beträchtliches Geschenk zum Abschied überreichen, und sah ihm nach, als er über den Schloßhof und die Zugbrücke ging. Da trat der alte Eberhard zu ihr, der schon ihrem Vater treue Dienste geleistet hatte und jetzt die Stelle eines Kastellans versah. Fräulein, sagte er, dießmal steckt ein Schalk in der Kutte.

Man soll nicht lieblos urtheilen, versetzte Williswinde.

Was die Augen sehen, glaubt das Herz, erwiederte Eberhard. Ihr kennt ja die hübsche Mähr vom Meister Reinecke, der nach Rom wallfahren wollte im Pilgerrock, und den Esel und Widder beredete, ihm Gesellschaft zu leisten?

Weil ich bemerkte, daß der Fuchs oder der Wolf, der die Kürbisflasche und den Muschelkragen angehängt hat, alle Gelegenheit unserer Burg ausspähte. Wir müssen wahrlich auf einen Ueberfall gefaßt seyn.

Williswinde konnte nicht an so schwarze Hinterlist

glauben. Wir haben keinen Feind, ſagte ſie, und in der ganzen Gegend lebt ein jeder ruhig und friedlich auf ſeinem Beſitzthum.

Eberhard ſchüttelte den Kopf, aber bei ſich beſchloß er, auf der Hut zu ſeyn.

Einige Tage nach dieſem Vorfall kam ein Ritter nach Stolzeneck, der ein Geſpräch mit Williswinde verlangte. Der Kaſtellan erkannte in ihm augenblicklich den verdächtigen Pilger, und beſchwor das Fräulein, alle Vorſicht anzuwenden. Gut, ſagte ſie, ich will hören, was er anzubringen hat, aber nur in deiner Gegenwart.

Der Ritter trat herein und erklärte ohne Umſchweife, wie er gekommen ſey, um die Hand des Fräuleins zu werben. Sie erſchrack ob dieſem Antrage, faßte ſich aber ſchnell und antwortete: Ich ſtehe unter dem Willen meines Bruders, der abweſend iſt. Sobald er wiederkehrt, mögt Ihr Eure Werbung bei ihm anbringen.

Iſt das euer erſtes und letztes Wort? fragte der Ritter.

Williswinde ſprach ein leiſes, bebendes Ja, denn die furchtbaren Blicke des Unbekannten ſchienen ihr Unheil zu verkünden.

Ich weiß wohl, entgegnete er höhniſch lächelnd, daß Frauen keinen eigenen Willen haben dürfen und einem fremden folgen müſſen. Mit dieſen Worten entfernte er ſich langſam; beſtieg ſein Roß, welches ſein Diener im Schloßhof hielt, und jagte davon.

Dieſer Vorfall erregte mancherlei Beſorgniſſe bei Williswinden und ihren Leuten. Sie pflog Rathes mit

dem Kaſtellan und beſchloß, auf einige Zeit eine Zuflucht in einem benachbarten Kloſter zu ſuchen. Des andern Tages trat ſie den Weg dahin an, von einer Dienerin und einem Knechte begleitet. Der Weg führte durch einen einſamen, waldigen Thalgrund. Hier wurde ſie plötzlich von dem Ritter überfallen, der Knecht, welcher ſich zur Wehre ſetzen wollte, niedergeworfen, und ſie ſelbſt in einen uralten Thurm geſchleppt, deſſen Eingang ein eiſernes Gitterthor hatte.

Nach drei Tagen will ich eure Antwort holen, ſagte der Ritter, indem er die Thüre verſchloß und mit einem gellenden Gelächter davon gieng.

Williswinde warf ſich auf die Kniee und betete mit ausgeſtreckten Armen. Da erblickte ſie ihren Raben, der ihr bis an den Thurm gefolgt war. Das treue Thier verſuchte, die eiſernen Stäbe durchzubeißen, um zu ſeiner Gebieterin zu gelangen. Das Fräulein empfand eine plötzliche Beruhigung bei dem Anblick des Vogels, der jedoch bald ſein eitles Beginnen zu erkennen ſchien, und in's Geſträuch hüpfte, wo er einige wilde Beeren abriß und ſie ſeiner Herrin brachte.

Drei furchtbare Tage gingen vorüber, und die Jungfrau harrte mit Todesangſt auf die Erſcheinung ihres Räubers, der ſie durch Hunger bezwingen wollte. Der Rabe brachte ihr faſt zu jeder Stunde Wurzeln und Obſt, und ſchlug jedesmal freudig die Flügel, wenn er ihr die kleine Beute gebracht hatte, und flatterte an dem Gitter hinauf, und ſteckte den Kopf durch die Oeffnung. Am Abend des dritten Tages kam der Ritter. Er wieder-

holte ſeinen Antrag, und ſchwur, als Williswinde auf ihrer Geſinnung beharrte, ſie dem Hungertode preiszugeben.

Nach einem ängſtlichen Schlummer ſtand ſie in der Frühe des nächſten Morgens an der Thüre ihres Gefängniſſes und ſchaute mit flehenden Augen zum heitern, blauen Himmel auf, da vernahm ſie Fußtritte und bald darauf die Töne eines luſtigen Liedes. Es war nicht die Stimme ihres Verfolgers, und ſie faßte den Muth, um Hülfe zu rufen.

Ihr Ruf blieb nicht unbeachtet. Ein junger Ritter näherte ſich dem Thurme. Es war Williwindens Bruder. Um ſeine Schweſter zu überraſchen, hatte er den nähern Fußweg nach Stolzeneck eingeſchlagen, während ſeine Leute auf der Heerſtraße fortzogen. Sie erzählte ihm ihre Geſchichte, aber ehe ſie damit zu Ende war, erſchien ihr Räuber, der nicht ſo bald des fremden Ritters anſichtig wurde, als er ſchon mit gezücktem Schwert auf ihn zuſtürzte. Eberhard hatte Mühe, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und wäre vielleicht dem erſten Anlauf ſeines Gegners unterlegen; doch in demſelben Augenblicke kam Williswindens Lieblingsvogel an der Spitze eines großen Schwarmes anderer Raben daher geflogen; ſie fielen wüthend über den Räuber her, ſo daß er ſich ihrer nicht erwehren mochte. Eberhard benutzte das wunderbare Ereigniß; er durchſtieß den Ritter mit ſeinem Schwert, der mit einem gräßlichen Schrei zu Boden ſank. Die Raben wichen nicht von dem Gefallenen; ſie ſchienen mit Luſt ſein Blut zu trinken, hackten ihm

die Augen aus, und unter ihrem furchtbaren Gekrächze verließ seine Seele ihre Wohnung. Eberhard fand bei dem Todten den Schlüssel zum Thurme, und befreite die geliebte Schwester. Noch in unsern Tagen sah man das Bild des treuen Raben an einem Schwibbogen der Burg Stolzeneck ausgehauen.

Des Ritters von Gerhausen Schwur.

Der Ritter von Gerhausen
Liegt unter einem Stein,
Ein Meister hieb mit Grausen
Darauf sein Bildniß ein.
Von Ottern und von Schlangen
Zeigt es den Leib umstrickt,
Gefesselt und umfangen,
Wie man ihn einst erblickt.

Ihm folgte solche Strafe
Hinab in's dunkle Grab,
Weil er dem ew'gen Schlafe
Sich nicht in Gott ergab.
Sonst in der letzten Stunde
Wird sanft auch Uebermuth;
Ihm tobt im innern Grunde
Die wilde Lebenswuth.

Als vor sein Lager tretend
Der Priester sich geneigt,

Dem Sterbenden leis betend
Sein Crucifix gezeigt;
Den Herrn, der auferſtanden,
Betrachtet er mit Neid,
Er ſchrie: „aus Todesbanden
Haſt du dich ſelbſt befreit!“

Mich läſſeſt du verderben,
Erliegen feig der Noth?
Ich will, ich will nicht ſterben,
Ich ringe mit dem Tod!
Und wenn ſie mich getragen
Hinaus zur ew'gen Ruh!
Ich ſchwör's, in dreien Tagen
Da ſteh ich auf wie du!

Und kaum ließ er ihn tönen
Den läſterlichen Schwur,
Als ſchon mit kurzem Stöhnen
Die wilde Seel' entfuhr.
Da konnte keiner weinen,
Sie rüſteten die Gruft,
Es rückten ihn die Seinen
Hinweg aus Licht und Luft.

Doch als er in dem Chore
Bei ſeinen Vätern lag,
Sie legten mit dem Ohre
An's Grab ſich Nacht wie Tag;
Sie lauſchten, doch mit Beben,
Sie hielten lange Wacht,

Ob nicht ein Laut von Leben
Aufſteig' aus Grabesnacht.

Und ſieh! am dritten Tage
Da ſchwankt der Kirche Rund,
Mit einem Donnerſchlage
Fährt nieder es zum Grund;
Es hüllt in Qualm und Brodem
Der Chor ſich plötzlich ein,
Und wie vor Gottes Odem
Wälzt ſich vom Grab der Stein.

Will ſteigen zum Gerichte
Der Gräßliche herauf;
Stimmt er zum Tagslichte,
Zum heitern ſeinen Lauf?
Hat er ſich losgerungen
Aus ſchwarzem Höllenarm?
Hat er den Tod bezwungen,
Kommt er von Leben warm?

Doch auf ſo viele Fragen
Schweigt ſtill das off'ne Grab;
Da ſchauen ſie mit Zagen
In ſeinen Schlund hinab;
O ſchrecklich Wunderzeichen!
O Leichnam, drin es gährt!
Leib mehr als andre Leichen
Vom Tod halb aufgezehrt!

An dem Gerippe hingen
Die Schlangen, als am Neſt,

Und hielten wie mit Schlingen
Es an die Grube feſt.
Der wird nicht auferſtehen,
Am jüngſten Tage nicht!
Der wird zu Staub verwehen —
So hält der Herr Gericht!

Mit Mühe ſchnell ſie huben,
Auf legten ſie den Stein,
Was ſie geſchauet gruben
Als Denkmal ſie darein.
Noch ſieht man d'rauf mit Grauſen
Des Leichenbildes Spur:
Den Ritter von Gerhauſen,
Der zu erſtehen ſchwur.

Sage von drei Brüdern.

Vor langen Zeiten ſtanden auf dem Schalksberg und dem Hirſchberg ſchöne Burgen, wie auf dem Zollern. Die drei Berge und die Burgen gehörten drei Brüdern. Das Schloß auf dem Hirſchberg war das ſchönſte, und der Bruder, der dort hauste, war der reichſte; dem gehörte auch Balingen. Der fiel in eine tödtliche Krankheit, und weil ſeinen Brüdern das ſchöne Erbe mehr am Herzen lag, als der kranke Bruder, ſo konnten ſie nicht warten, bis er verſchieden war. Ja als es hieß, er ſei geſtorben, verbargen ſie ihr Vergnügen nicht, ſon-

dern thaten Freudenſchüſſe von ihren Burgen herab. Die hörte der Todtkranke, vernahm ihre Urſache, und fiel vor Aerger in einen Schweiß, der ihn vom Tod errettete. Als er aber geneſen war, da beſchloß er, den ungetreuen Brüdern das ſchöne Erbe nicht zu gönnen, ſondern er verkaufte ſeinen Berg ſammt Haus und Hof und der Stadt Balingen, auf den Fall ſeines Todes, an Würtemberg um einen elenden Hirſchgulden! So lebte er noch lange Zeit fröhlich und getroſt auf ſeinem Berge, die Brüder aber riethen ihm zu Hofe und thaten ihm freundlich; denn er war der älteſte und hatte kein Weib und keine Kinder; ſo hofften ſie ihn dennoch zu beerben. Als er denn endlich geſtorben war und ſie auf die Burg kamen, mit Worten wehklagten und im Herzen fröhlich waren, da kamen des Grafen von Würtemberg Abgeſandte, brachten den Hirſchgulden zum Kaufſchilling, und zeigten die Urkunde vor, mit des Ritters Siegel und Unterſchrift. So erfuhren ſie den Kauf, fluchten und tobten, aber vergebens. Der Berg gehörte Würtemberg, und ſie mußten abziehen. Am andern Tage kam der von Zollern zu dem auf die Schalksburg und ſprach: ich hab' ſchlecht geſchlafen, Bruder! ich auch, ſagte der andre, es iſt mir in den Magen gefahren. Laß uns den Hirſchgulden vertrinken, ſprach der Zoller. So wirds uns beſſer werden, wenn das Erbe draußen iſt. So gingen ſie nach Balingen und zechten im Wirthshaus. Als nun die Zeit kam, da ſie zahlen ſollten, und den Hirſchgulden hinwarfen, da ſchüttelte der Wirth den Kopf und ſprach: ſie ſind

abgeſchäzt; heut früh hats ein Bote von Stuttgart gebracht, in des Grafen Namen, meinem neuen Herrn. So zogen ſie ab, und ſprachen nichts mit einander; und hatten anſtatt des Erbes einen Gulden Schulden.

Eberhard der Gütige war bei faſt ſechzigjährigem Alter etwas ſchwächlich, doch vor menſchlichen Augen ohne Gefahr des Todes. Um ſeiner Geſundheit zu pflegen, begab er ſich in das Bad bei Göppingen, und bediente ſich deſſen ganz wohl und munter. Da ſagte einsmals ſein Leibarzt zu ihm: Gnädiger Herr! beſtellet euer Haus und ſorget für eure Seele, ihr werdet innerhalb fünf Stunden abgefordert werden. Der Graf antwortete: Wie kann das ſeyn, da ich und ihr kein Anzeichen vom Sterben an mir wahrnehmen? Ueberdieß iſt mir vorlängſt geweiſſagt, daß in dieſer Stadt Göppingen ein Weibsbild in Einer Stunde mit mir ſterben werde. Dieſes Weib aber iſt, ſoviel mir kund, noch nicht einmal krank! — Da meldete der Arzt, daß dieſes Weib jezt eben mit allen heiligen Sakramenten verſehen worden ſey und in den lezten Zügen liege. — Noch iſt mir ein ander Merkmal angeſagt, fuhr der Graf fort, das ſich vor meinem Tode zeigen muß. Mir iſt geoffenbaret, daß ein Baum dieſes Thales, den ich und du wohl kennen (er bezeichnete ihn), zuvor umfallen werde. Der ſteht aber, ich habe geſtern beim Luſtwandeln unter ſeinem Schatten geruhet! — So iſt auch dieſes erfüllt, erwiederte der Leibarzt; heute iſt dieſer Baum gefallen. Sende

deinen Diener, daß er es ſchaue. Und es war dem alſo. Da erkannte der Graf, daß ſein Tod vor der Thür ſey, bereitete ſich und ſtarb in ſechs Stunden.

Die beiden Weiler von Lichtenberg.

Aus des Lichtenberges Hallen
Stammt ein trotzig Brüderpaar,
Das in Zwietracht längſt zerfallen,
Abhold der Verſöhnung war,
Weiler nannten ſich die Brüder;
Jeder ſah von ſeinem Schloß
Grollend auf den andern nieder,
Seiner lauernd mit Geſchoß.

Tief in meiner Burg Verließen
Würd' er mein Gefang'ner, droht
Wild der ält're, ſollt' er büßen,
Ohne Trank bei kahlem Brod;
Und der Jüng're ſchwur dem Haſſer,
Würd' er mein Gefang'ner ſeyn,
Sperrt' ich ihn bei leerem Waſſer
Ohne Brod und Nahrung ein.

Und es glückt des Aeltern Tücken,
Aus verborg'nem Hinterhalt
Einſt den Bruder zu umſtricken,
Unverſehns im nahen Wald,

Und bald lag er tief begraben
In des Kerkers finſt'rem Schlund,
Nach der labendſten der Gaben
Schmachtet, ach! umſonſt ſein Mund.

Ungerührt von ſeinem Flehen
Schritt der Unhold jeden Tag
An das Gitter; zu erſpähen,
Ob dem Durſt er nicht erlag?
Doch umſonſt in tiefen Koben
Lag der Arme unverſehrt,
Iſt's vielleicht ein Geiſt von oben,
Der ihm einen Trank gewährt?

Und er warb, es zu erfragen,
Einen Mönch; der Gleißner ſchlich
In's Verließ: Von deinen Klagen
Schickt gerührt dein Bruder mich,
Freue dich, denn deiner Schmerzen,
Deiner Leiden Maaß iſt voll,
Und verſcheucht aus ſeinem Herzen
Hat die Reue jeden Groll.

Denn er merkt die Hand von oben,
Die ihm deinen Tod verwehrt,
Und dir — hoch ſey ſie erhoben! —
Heimlich einen Trank gewährt,
Laß auch mich ſie benedeien,
Sie, die alles gnädig lenkt,
Schmachtende in Wüſteneien
Aus verborg'nen Quellen tränkt.

„Dir, den Gott mir wollte ſenden,
Seinem Knecht, wie berg' ich's dir?
Sieh, dort von den feuchten Wänden
Trauft die Labungsquelle mir!"
Froh vernahm der Schalk die Kunde,
Und es ſchloß zu neuer Pein
Den gefang'nen Mann zur Stunde
Nun ein trock'ner Kerker ein.

Doch, wie auf des Felſen kahlen
Höh'n verſiegt der Pflanze Saft,
Schwand ihm in des Durſtes Qualen
Bald des Lebens letzte Kraft;
Kämpfend, in den letzten Zügen
Fand der Bruder Morgens ihn.
Als er — gräßliches Vergnügen! —
Wieder an der Pfort erſchien.

Aber als er in das Brechen
Des erſtarrten Auges ſah,
Ueberfiel ein Schau'r den Frechen,
Und verſteinert ſtand er da,
Ruhe kount' er nicht gewinnen,
Kann der kläglichen Geſtalt
Des Erblaßten nicht entrinnen,
Irrt umſonſt durch Feld und Wald.

Einſt gequält von innern Wehen
In des Mißmuths Ungeſtüm
Stand er auf des Thurmes Höhen
Und der Mönch ſtand neben ihm;

Ha! ein Opfer muß ich ſpenden,
Rief er, auf des Bruders Grab!
Und vom Thurm mit raſchen Händen
Schleudert er den Mönch hinab.

Stirb, verworfenſte der Schlangen!
Brüllt er laut und ſtürzt dann nach,
Von Verzweiflungsangſt umfangen
Selbſt ſich dem Verräther nach;
Jedes Ohr vernahm mit Grauen,
Was ſich auf dem Berg begab,
Und in der Kapell zu ſchauen
Iſt noch jetzt der Brüder Grab.

Magenau.

Die Schalksburg.

Einſt gingen junge Leute auf die Schalksburg luſtwandeln; die ſahen da zwei ſchöne Jungfrauen, die auf den Trümmern der Burg einhergingen. Weil ſie nun meinten, daß es lebendige Menſchen wären, ſcheueten ſie ſich nicht, mit Fragen an ſie zu gehen, und ſich zu erkundigen, wer ſie denn wären, und wie ſo ſchöne Fräulein in die wilde Einöde kämen? Da antwortete eine, wir ſind nicht mehr am Leben, wie ihr glaubet, ſondern wir ſind gebannte Geiſter und geſchworne Jungfrauen, welche zur Strafe für ihre Sünden die Schätze hüten müſſen, die in den Gewölben der Burg verborgen

liegen, bis einer kommt und uns erlöst. Wollt ihr uns erlösen so thut also: drunten am Fuß der Burg, mitten im Tannenwald, findet ihr einen Ahornbaum, er ist der einzige im Walde, den hauet um und schneidet ihn zu Brettern, und machet eine Kinderwiege daraus. Dann nehmet ein unschuldiges Kindlein und leget es darein, so werden wir erlöst werden. Als sie dieses gesprochen, verschwanden sie in dem Gestrüppe. Die jungen Leute aber kam ein Schauer an, und sie gingen hinab in ihr Dorf. Da suchten sie und fanden den Ahorn; thaten in Allem, wie ihnen die Jungfrauen gesagt. Und als es geschehen war, des Abends, da sah man auf der hohen Schalksburg eine Helle sich erheben, wie vom Schein eines Feuers, und alsbald flogen die erlösten Jungfrauen, herrlich von Gestalt und mit feurigen Leibern.

Der Graf von Zimmern oder die Jagd im Stromberg.

Dort oben, wo von Wald umgraut
Die alte Burg hernieder schaut,
Wohnt einst ein Wildgraf rauh und kühn,
Den wilden Zimm'rer hieß man ihn.

Der Jagden blut'ges Würgespiel
Dem jungen Waidmann nur gefiel,
Und wenn vom Schloß sein Horn erklang,
War's Thieren d'raus und Menschen bang.

Des Armen Feld, der Wittwe Gut
Blieb nicht verſchont von ſeiner Wuth,
Es ſtieg, verhöhnt von ſeinem Spott,
Manch ſchwerer Seufzer auf zu Gott.

Einſt zog er in des Morgens Grau
Zur Jagd hinaus in Strombergs Gau,
Da ſtellt ein Hirſch, ſchneeweiß von Haar,
Von fern ſich ſeinem Auge dar.

Und kaum, daß ihn der Graf erblickt,
Stürzt er, — den blanken Stahl gezückt, —
Ihm nach durch Feld, durch Sumpf und Dorn,
Ihn trieb die Wuth, ſein Roß der Sporn.

Sieh da! in dunkler Wälder Nacht
Ein altes Schloß in goth'ſcher Pracht,
Von hohen Warten rings umſchirmt,
Vor ihm hoch in die Luft ſich thürmt.

Es öffnet knarrend ſich das Thor
Von Eiſen, und es tritt hervor
Mit ernſtem Schritt ein alter Mann
Und blickt aus hohlem Aug ihn an.

Ein Bart in krauſen Wellen goß
Hinab ſich in des Greiſen Schooß,
Ein zottig Bärenfell umhüllt
Die Lenden ſchaurig ihm und wild.

Auf! brummt er, durch die Eiſenthür,
Verweg'ner Waidmann! folge mir,

Und bebend folgt des Geiſtes Macht
Der Graf nun in den dunklen Schacht.

Durch langer Gänge nächtlich Grau'n
Führt ihn der Greis; Geſichter ſchau'n
Ihn grinzend an im bleichen Licht,
Das dämmernd durch die Ritzen bricht.

Sie wandeln Treppen auf und ab;
Doch endlich, von des Alten Stab
Berührt, eröffnet ſich ein Saal,
Erhellt von kargem Lampenſtrahl.

An hoher Tafelrund erſchaut
Der Graf zwölf Schöppen hier; — ihm graut,
Und auf der Tafel Mitte ſteht
Ein blank geſchliff'nes Schwert erhöht.

Die Schöppen ſitzen ſtumm und bleich,
Geſpenſtern aus den Gräbern gleich,
Und hu! Ein Ritter wankt heran,
Sein blut'ges Urtheil zu empfah'n.

Er wirft vor ihnen Gram gebeugt
Sich hin, ſein Jammerantlitz zeugt
Von Schuld; der Schöppen erſter winkt,
Und ſchnell ein Vorhang niederſinkt.

Den Zimm'rer mahnt der Greis und ſpricht:
Sieh hier der Geiſter Vehmgericht!
Nachts, mit der zwölften Stunde Schlag,
Erwacht der Rache blut'ger Tag.

Und kaum, daß er's geſagt, erſchallt
Ein Hifthorn durch den nahen Wald,
Und näher zieht ſich eine Jagd
Dem Schloß aus dichter Eichennacht.

Komm, ſprach der Greis, und laß uns geh'n,
Die ſelt'ne Jagd mit anzuſeh'n,
Bald tönt hinaus in Nacht und Sturm
Der zwölften Stunde Schlag vom Thurm.

Er tönt! Und auf umzäuntem Plan
Erſcheint auf's neu der Rittersmann,
Und auf ihn ſpeit der Wald, o Graus!
Ein zahllos Heer von Thieren aus.

Sie hetzen ihn mit ſchnellem Lauf
Den Plan hinab, den Plan hinauf,
Sie hetzen ihn in wilder Haſt
Und gönnen ihm nicht Ruh, nicht Raſt.

Der Eber fletſcht auf ihn den Zahn,
Ihn fällt der Hirſch rachſüchtig an,
Dem Haſen ſelbſt erfüllt die Wuth
Die ſcheue Bruſt mit Löwenmuth.

Es ſtürzt Gevögel wild und kühn
Aus hoher Luft herab auf ihn,
Ihn neckt der Kautz, ihn zerrt der Weih,
Und immer wird das Schauſpiel neu.

Kennſt du den Ritter? frug der Greis
Den Grafen, dem das Blut zu Eis,

Ob denn, was er geseh'n, gerann:
Er ist dein Vater! Sieh ihn an!

Wie er vordem das Wild gehetzt,
So hetzt des Wildes Schaar ihn jetzt,
Und bis der Morgenstern erwacht,
Erneut dieß Spiel sich jede Nacht.

Der Greis verschwand; der Morgen graut,
Und wie der Graf nun um sich schaut,
Versunken war mit Jagd und Troß
Der Geister schreckenvolles Schloß.

Und neben ihm im Morgengold
Die Zaber still vorüber rollt,
Sein Roß im Grünen waidend stand
Nich ohnfern an des Flusses Strand.

Rasch schwingt er sich auf's treue Roß
Und fliegt auf seiner Heimath Schloß;
Welch Wunder! Aus des Strombergs Gau
Kehrt' er an Bart und Haaren grau!

Und lange stachelt noch der Schmerz
Des grausen Anblicks ihm das Herz.
Oft jagt ihn auf in stiller Nacht
Des Vaters Bild in Leichentracht.

Von nun an ruhten Spieß und Wehr,
Von nun an scholl kein Hifthorn mehr,
Entlassen ward der Jäger Troß,
Und Ruhe herrscht in Wald und Schloß.

Der Esel von Hohen-Neuffen.

Als die Vestung noch bestand, fand man bei der zweiten Wache Wahrzeichen eines Eselsfußes aufgehängt. Die Veranlassung dazu soll diese gewesen seyn: Vor Zeiten wurde ein Esel zum Wassertragen gehalten, weil die Vestung daran Mangel hatte. Einst aber war sie so enge eingesperrt, daß die Besatzung den bittersten Mangel erlitt. Da fütterte man den Esel von dem letzten Scheffel Gerste so reichlich, daß er starb. Dann wurde sein wohlgefüllter Wanst über die Mauer hinabgeworfen. Als die Feinde, welche schon auf die Uebergabe der Vestung gehofft hatten, dieß sahen, schloßen sie daraus, daß die Besatzung noch den Vollauf hätte, und zog ab. Dem Esel zum wohlverdienten Andenken wurde einer seiner Füße aufgehängt.

Einst hatte ein gutes Weib von Linsenhofen mit einem dieser Wasserträger Mitleiden und sprach: du armer Esel, hast du auch zu fressen? und als sie krank wurde, vermachte sie dem Esel eine Wiese, welche auch nachmals, als kein Esel mehr gehalten wurde, der Commandant jährlich mähen und nach Hause thun ließ. Dieß geschah bis ins Jahr 1802, und die Wiese führte den Namen Eselswiese.

Im Jahr 1025 wurde Konrad, Herzog von Schwaben, zum Kaiser erwählt. Sein erstes Bemühen war, den Landfrieden in Deutschland herzustellen. Es lebte da-

mals Graf Diebold von Calw und mit ihm des Kaisers Stiefsohn Herzog Ernst, welche in einem Theil von Deutschland große Unordnung erregten, und immer auf Fehden und Rauben mit Bundesgenossen umherzogen. Da dieß der Kaiser vernahm, entbrannte sein Zorn, und er schwur, selbst mit einem Heere zu kommen und den Frevel zu rächen. Nach einem gefahrvollen Heereszug kam er in Schwaben an. Graf Diebold, von der Ankunft des Kaisers durch seinen Vetter Pfalzgrafen Hugo II. von Tübingen benachrichtiget, machte sich noch in der Nacht, aus Furcht, von dem Kaiser in seiner Burg überrumpelt zu werden, aus dem Staube, nahm seine damals hochschwangere Gemahlin mit sich fort, schlug seinen Weg am Nagoldfluß hinab, dem Kloster Hirsau zu, ein, dessen Schirmvogt er war, um in dessen Mauern Sicherheit zu finden; aber indem er seinen Vorsatz wirklich ausführen wollte, erinnerte ihn in dem Augenblick seine Gemahlin, welche bittere Klagen die in Hirsau wohnenden Mönche bisher über ihn geführt hätten, und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Diebold folgte der Vorstellung seiner Gemahlin; und indem sie nahe an dem Kloster im Stillen geräuschlos vorüber flohen, wählten sie zu ihrem Sicherheitsort die in der Nähe des Klosters befindliche, zu demselben gehörige Mühle, auf dessen Besitzers Treue sie sich verlassen durften. Kaum hatten sie sich in Sicherheit gebracht, so brachte ihm ein Ritter die Kunde: der Kaiser sey bereits mit seinem Heer vor die Burg Calw gekommen, und habe sie wirklich ein- und Besitz davon genommen.

Dem Kaiſer gefiel der Aufenthalt in dem Schloß, weßwegen er ſich mit ſeinen Reiſigen einige Zeit daſelbſt verweilte, und mit ſeinem Gefolge mit der Jagd in der Gegend um die Burg herum ſich beluſtigte. Konrad traf nach einiger Zeit mit ſeiner Jagdparthie in der Gegend des Ottenbrunner Waldes ein, und verirrte bei dem Verfolgen eines Hirſches von ſeinem Jagdgefolge. Die Nacht brach herein, und ein Ungewitter ſchwebte über ſeinem Haupte. Die Luft im Thale athmete ſchwül, kleine Windſtöße unterbrachen die bängliche Stille. Der Staub drehte ſich in kurzen Kreiſen, einzelne Regentropfen begannen zu fallen. Das Rollen des Donners und die furchtbar am Horizont ſich durchkreuzenden Blitze, ſodann das laute Bellen ſeiner Meuthe von Hunden, verurſachten einen fürchterlichen Schall durch den Forſt. Noch furchbarer war das Brauſen der Wipfel, und in der Nähe das Toſen des Nagoldfluſſes. Das ſtetige Blitzen beleuchtete auf einige Augenblicke die Umgegend, und der Kaiſer ſahe in derſelben ein Licht, auf welches derſelbe mit ſtarken Schritten zulief, und an die Kloſtermühle geführt wurde, welche heutiges Tages noch ſteht.

Ja eben dieſe hatte ſich, wie wir oben hörten, kurz vor der nächtlichen Ankunft des Kaiſers, Graf Diebold mit ſeiner, den höchſten Grad der Schwangerſchaft erreichten Gattin, geflüchtet, welche in dieſer ſtürmiſchen Gewitternacht ihre Niederkunft allhie hielt, und von einem Knäblein entbunden wurde. Der Kaiſer erſuchte den Müller um ein Nachtqurtier, das er auch erhielt. Graf

Diebold erkannte ſogleich den Kaiſer, allein dieſer jenen nicht, weil ſolcher in Müllerkleider gehüllt war, und er ihn als einen Mitbewohner der Mühle betrachtete. Allein trotz ſeiner Vermummung glaubte er rückſichtlich der Entdeckung ſeines wahren Standes nicht geſichert zu ſeyn, und verbarg ſich daher ſorgfältig, um nicht in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt zu werden, am Tage dem Kaiſer unter die Augen zu treten, der ihn ſogleich erkannt haben würde, da er vormals ſchon unter Konrads Fahne geſtanden hatte. Der Kaiſer ſelbſt aber, welcher von ſeinem Herumirren müde war, ſehnte ſich in ſpäteſter Nacht noch nach Ruhe, welche er aber nicht anders als auf einem zubereiteten Strohlager genießen konnte. Allein auch dieſe wurde durch das immer noch tobende Ungewitter und fortdauernde Blitzen ſo wie durch das Weinen des neugebornen Knäbleins öfters unterbrochen. Er wurde deßhalb mehrmals in einen wachenden Zuſtand verſetzt. Während er alſo wachend auf ſeinem Strohlager lag, däuchte ihm, er höre eine Stimme, welche ihm deutlich in's Ohr rief: Sei großmüthig, Konrad, und dulde das Weinen des Knäbchens, denn dieſes wird dereinſt dein Eidam und Nachfolger auf dem Throne und in deinem Reiche ſeyn. Aufgeſchreckt durch dieſe ihm unerwartete Sprache, ſtand Konrad von ſeinem Lager auf, und wünſchte ſich den Tag herbei, der endlich erſchien und auch einige von ſeinen Feldjägern, die ihn in der Runde herum wohl fünf bis ſechs Stunden lang geſucht hatten, herbeiführte. Konrad, ungehalten über ſeinen Aufenthalt in der Mühle

und zornig über das nächtliche Ereigniß mit dem Kinde, befahl ſeinen Knechten, den neugebornen Knaben zu tödten, und zum Zeichen des richtig vollzogenen Mords ſollten ſie nach dieſer barbariſchen Verrichtung, welcher der Kaiſer nicht in Perſon anwohnen wollte und ſolche daher in einer entlegenen Gegend vorzunehmen befahl, das Herz des Kleinen herausſchneiden und ihm vorweiſen. Bereitwillig verſtanden ſich anfangs die Knechte Konrads zur Ausführung des mörderiſchen Auftrags. Als aber der Augenblick der wirklichen Tödtung des Kleinen herbeigekommen war, da ſank ihr Muth, indem der Knabe überaus freudig ſeinen befehligten Mördern in die Augen guckte, welchen dieſes Anblicken vorkam, als redete er ſie um Schonung ſeines kaum erlangten Lebens an. Bei dieſem freundlichen Anblick ſanken ihre ſchon in die Hand genommenen Mordeiſen. Sie legten das kleine zärtliche Kind unter eine ſtarke Tanne, an denen es zu jener Zeit nicht fehlte, und ſchoſſen einen Haſen, den ſie öffneten, ihm das Herz herausnahmen, und ſolches nach ihrer Zurückkunft dem Kaiſer unerſchrocken vorwieſen, welcher dieſen unſchuldigen Betrug weder gewahrte noch entdeckte, und daher mit dem Dienſteifer ſeiner Diener zufrieden war. Er, der Kaiſer, verließ nun ſein in der Mühle gehabtes Nachtquartier, ehe er aber ſchied, beſchenkte er den Eigner derſelben großmüthig. Auf die nemliche Art, wie es dem Kaiſer Tags zuvor ergangen war, erging es auch dem Gefolge, das heißt: es verirrte ſich auch, und daſſelbe Schickſal traf auch den Herzog Herrmann und ſeine liebenswürdige

Gemahlin, welche von ungefähr unter die Tannen kamen, wo der kleine unmündige Knabe lag. Doch ein Ungefähr darf man dieſes Zutreffen des Herzogs und ſeiner Gemahlin nicht nennen, weil die Erhaltung des koſtbaren Lebens und ſeine nachherige Beſtimmung im Plan der Vorſehung lag, und in dem unermeßlichen Reiche der göttlichen Vorſehung iſt nach der Lehre der heiligen Schrift das, was man blinden Zufall nennt, ſchlechterdings ausgeſchloſſen. Dieſe beiden fürſtlichen Perſonen ſahen das holde Weſen, der kleine unmündige Knabe mit eben den — um ſeine Erhaltung die Diener des Kaiſers bittenden beredten Augen an, und da ihre Ehe unfruchtbar war, faßten ſie den erhabenen Entſchluß, es zu ſich zu nehmen und es ſeiner nöthigen Pflege und Wartung wegen einer ihrer Frauen zu übergeben; weßwegen ſie es heimlich nach Hauſe bringen und den Ruf abſichtlich verbreiten ließen, daß die Gemahlin des Herzogs von dieſem Knaben entbunden worden wäre. Der Herzog, hiemit einverſtanden, bezeugte hierüber eine große Freude. Bei der, — mit großer Feierlichkeit vorgenommenen Taufe des Knaben, legte ſein adoptirter Vater, Herzog Herrmann, demſelben den Namen Heinrich bei, ſorgte für ſeine ſtandesmäßige Erziehung, die dergeſtalt gut gerieth, daß Seele und Leib ins ſchönſte Wachsthum verſetzt wurden, und unter dieſen ſchönen und kräftigbildenden Händen der Knabe zum ſtarken und ſchönen Jüngling heranwuchs. Als er in dieſes vortreffliche Jünglingsalter eingerückt war, brachte ihn ſein adoptirter Vater an den Hof des nemlichen noch leben-

den Kaiſers Konrad, der ihn wegen ſeinem geſitteten und daher empfehlenden Betragen ſchätzte, ihn wegen der Vorzüglichkeit ſeines guten Kopfs zu ſeinem Begleiter erwählte und ihn auf ſeinem Heereszug nach Italien mit ſich nahm. Auch da ſetzte er ſich in der Gunſt des Kaiſers ſo feſt, daß ſie den höchſten Grad erreichte. Die in ſo hohem Grad ſich erworbene Gnade wollte eben der Kaiſer, nach ſeiner Gewohnheit, treue Anhänglichkeit an ſeine Perſon zu belohnen, mit großem Vortheil für den Heinrich bezeichnen, als eine unvermuthete widrige Laune des Kaiſers zum Nachtheil Heinrichs eine traurige Wendung zu drohen gab. Ein Beweis mehr, daß es wohl ſelten einen Winter ohne Schneeflocken, und einen Frühling ohne Gewitter gibt. Es drohte über dem Haupte Heinrichs ein ſchweres Gewitter auszubrechen; denn jetzt, auf einmal, erinnerte ſich Kaiſer Konrad jenes tragiſchen Vorfalls in der Kloſtermühle am Nagoldfluſſe wieder, und ein verderblicher Gedanke ſchien ſich ſeines Herzens zu bemeiſtern, der ihm die traurige Frage einzuflößen ſchien, ob wohl dieſer Heinrich nicht jenes Kind ſey, welches er zu tödten befohlen habe? In dieſem ſchwankenden Gemüthszuſtande fertigte er einen Brief an ſeine Gemahlin, die damals in Aachen ſich aufhielt, folgenden Inhalts:

„Ich befehle dir, den Vorweiſer dieſes Briefs plötzlich aus dem Wege räumen zu laſſen, ſo lieb dir dein Leben iſt.“

Mit dieſem Uriasbriefe ſchickte er Heinrich nach Aachen, der, ohne etwas Böſes zu ahnen, ſeinen Weg dahin —

aber zu seinem Glücke über Speier, nahm, allda bei dem Dekan freundliche Aufnahme und ein Nachtquartier fand. Dieser, ein kluger Mann, welcher die Gesinnungen des kaiserlichen Hofes, im uneigentlichen verblümten Verstande, die Sterne wohl kannte, ahnete für den Heinrich und den Zweck seiner Reise nichts Gutes, daher, als sich Heinrich zur Ruhe niedergelegt hatte, leiteten sich die Augen des Dekans auf die Brieftasche des ruhig schlafenden Jünglings. Er eröffnete solche, fand den unglücklichen Brief, entsiegelte denselben, las ihn, und fand den Inhalt desselben ungerecht. Er vertilgte daher die in demselben stehenden Worte: Du sollst den Vorweiser dieses Briefs aus dem Wege räumen lassen ganz behutsam, und schrieb dafür die Worte an: Du sollst ihm deine Tochter vermählen!

Nach genossener Ruhe setzte der Gast des Domdekans seine Reise weiter fort, zu welcher ihm der Dekan Glück wünschte, und vor seinem Abschiede die Worte gegen Heinrich fallen ließ, wenn er römischer König werde, so möchte er seiner gedenken!

Heinrich kam glücklich nach Aachen und übergab den Brief der Kaiserin, welche sich über den Inhalt desselben zwar sehr verwunderte, allein ohne Zögern dem Befehl ihres Gemahls, des Kaisers, gehorchte, solchen vollzog und Heinrich mit ihrer Tochter vermählte. Als dieser Vorfall, der, wie wir wissen, ganz gegen den Willen des Kaisers statt hatte, demselben bekannt wurde, auch noch hiezu von dem adoptirten Vater Heinrichs, Herzog Hermann, die Nachricht eintraf, daß Heinrich, der Jüngling,

der Sohn des Grafen Diebold von Calw ſey; ſo ſah Kaiſer Konrad dieſe Begebenheit für eine Fügung des Himmels an und gab ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung. Heinrich ſoll auch zum römiſchen König, unter dem Namen des Dritten, erwählt worden ſeyn, obwohl die Geſchichte dieſen Heinrich als den Sohn Konrad des Zweiten bezeichnet, indeſſen nimmt man auch den Grafen Diebold, der ums Jahr 1024 lebte, als Vater Kaiſer Heinrich des Dritten an.

Die Maid von Bodmann.

Es ſchwillt aus den Wellen
Die grüne Mayenau,
Dort ſitzt bei dem Geſellen
Eine reine ſüße Frau;
Von Bodmann iſt's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blütheneiland
Hat ſie ihm zugeſagt.

„Ruh' aus in meiner Laube,
Und ſinge Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blüh'n, ſie reifen dir!"
Da ſprach Herr Hug von Langenſtein
Und ſprang empor vom Raſen:
„Nicht alſo ſoll es ſein!"

Mir iſt ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Lehensherrn!
So iſt er krank und altersmatt,
Den Sohn in friſcher Jugend
Schickt er an ſeiner Statt.

Nicht traurig ſoll der Wille
Des Vaters ſeyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er ſchaut ſie brünſtig an:
„Ich kehre heim, du ſüße Braut!
Vertrau dem Chriſt im Himmel,
Und bleib mir hold und traut!“

Er ſchwingt ſich in den Nachen,
Die Fluth trägt ihn davon,
Den Vater gut, den Schwachen,
Vertritt der ſtarke Sohn.
Der Gram um ſeine treue Maid,
Er wird zu grimmen Streichen,
Davon erliegt der Heid!

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt im Haus,
Bis bei den Saracenen
Der lange Streit iſt aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar,
Sie ſchaut hinaus nach Einem,
Den wird ſie nicht gewahr.

Der Herbſtwind rauſcht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War alles denn ein Traum?
Und endlich faust der Winterſturm:
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthum.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerſtrahl
Die böſe Kunde troffen;
Sie ſitzet ſtumm im Saal.
Es kam der Freier Schwarm herbei:
Die Hoffnung iſt geſtorben,
Doch lebet noch die Treu! —

Die Hoffnung iſt geſtorben,
Doch lebet noch die Treu:
Ob auch im Thurm verdorben
Des Ritters Jugend ſey;
Man beut ihm Freiheit, Gold und Ehr,
Wenn er vom Glauben läſſet,
Das thät er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr ſie trauern,
Sie ſinken flehend auf's Knie,
Er in den ſchwarzen Mauern,
Auf grünem Eiland ſie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor ſein Ohr gebracht.

Der Engel ſprach zum Ritter:
Auf, opfre dich dem Herrn,
So ſpringt dein Kerkergitter,
So leitet dich dein Stern!
Der Ritter denkt der ſüßen Frau'n,
Die Minne ſoll er opfern;
Doch ach! er darf ſie ſchau'n!

Und einem Ritterorden
Gelobt er ſich im Traum; —
Sieh da, erfüllt iſt worden,
Was ſchien unmöglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor ſteht offen
In ſternenheller Nacht.

Er pflegt in jungen Jahren
Der Sterne Wiſſenſchaft,
So zieht er wohl erfahren,
Gott ſtärket ſeine Kraft,
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felſenriffe
Bringt ſchnell und ſicher ihn
Auf einem Chriſtenſchiffe
Der Herr zur Heimath hin.
Bald unter deutſchem Blüthenſchnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenſchäumen,
Erfriſcht vom Morgenthau,
Mit Reben, Wieſen, Bäumen,
Winkt grün die Mayenau;
Und eine ſelige Geſtalt,
Die Arm' entgegen breitend,
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird ſein Auge trüber,
Sein Haupt fällt auf die Bruſt,
Er lenkt den Kahn hinüber
Von Liebe weg und Luſt.
Im Walde vor dem Landcomthur
Steht er: im deutſchen Orden
Will Gott er dienen nur!

Und einen Freund er ſendet
Zur grünen Mayenau,
Den letzten Gruß er ſpendet
Der herzgeliebten Frau.
Da loſch die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geiſt entglommen,
Und ſtarb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So ſüß Erinnerungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die ſie umringet,
Zertheilt ihr Nachen ſchnell;
Es geht die ſchöne blaſſe Maid
Durch ferne Lande ſchweigend,
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreiſter,
Und kecker wird ihr Schritt,
Und vor des Ordens Meiſter
Den oberſten ſie tritt.
Sie ſprach: „Nehmt hin, was noch iſt mein,
Zu Gottes Eigenthume,
Ein reiches Inſelein!“

Es ſcheinet warm die Sonne
Und pflegt die Rebe d'rauf,
Und Früchte glüh'n in Wonne
Und Saaten gehen auf.
Doch Eines, Eines bitt' ich nur,
Herr Langenſtein, der Ritter,
Der werde dort Komthur!

Der Meiſter ihr gewähret
Die fromme Bitte gern;
Da war ihr Wunſch erhöret,
Wie dankte ſie dem Herrn.
Da ſchied ſie, Thränen in dem Blick,
Da glänzet hell im Herzen
Zugleich des Liebſten Glück.

So sind doch ihm die Reben,
Die Felder ihm gebaut!
Ihn wird die Laub' umweben,
Die mich und Ihn geschaut!
Und wo zusammen wir gefleht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch sein Gebet!

Wohin die Maid geflüchtet,
Wo sie verweint die Zeit,
Das hat kein Mund berichtet,
Begraben ist ihr Leid;
Doch in dem neuen Ordenshaus
Da tönte durch die Quellen
Ein ernster Sang hinaus. —

O Gottesminne, hehre,
Du hast gelenkt mein Schiff
Aus sturmbewegtem Meere
Vorbei am Felsenriff.
Doch sanfte Still' und wahre Ruh'
Die hab' ich nie genossen,
Wann deckt das Grab mich zu?

Sage von der Hochburg Hohenagold.

Vor der Ungarn Schlacht (955) war Kaiser Otto in Italien gewesen, und hatte, wie es einem deutschen Kaiser geziemt, die verfolgte Unschuld aus den Händen

ihrer Verfolger gerettet, und zum Lohne dafür die Herrschaft des ganzen nördlichen Italiens gewonnen. Später im Jahre (960) war nemlich in Italien eine junge Königswittwe, Adelheid mit Namen, die von ihrem Manne schöne Länder geerbt hatte. Ein anderer, unrechtmäßiger König, Berengar, wollte Adelheid zwingen, seinen Sohn Adelbert, einen häßlichen, widerwärtigen Menschen zu heirathen, damit dieser ihr Land erhielte. Die schöne Wittwe weigerte sich und floh aus seiner Gewalt; sie wurde aber eingeholt und nun von Berengar und seiner bösen Gemahlin Willa auf das härteste behandelt, geschlagen, mit Füßen getreten, an den Haaren herumgeschleppt, und endlich in einen Thurm des Schlosses Garda geworfen. Einer ihrer Diener und ehemaliger Erzieher, der treue Möuch Martin, errettete sie aus dem Kerker, indem er mit den Freunden Adelheids die Mauer des Schlosses untergrub und sie auf einem Kahne über den Gardasee führte. An dessen Ufern lebte die Geflüchtete, im Gebüsche versteckt, mehrere ängstliche Tage durch die dürftigen Gaben von getrockneten Fischen eines Fischers, und wurde dann durch den von Mitleid ergriffenen Markgrafen Azzo, den Martin herbeigerufen, auf sein festes Schloß Canosa gebracht. Berengar erfuhr dieses, und zog mit elendem Miethgesindel vor das Schloß Azzo's, um es zu belagern. Aber der unermüdete Freund Martin war längst über das Alpengebirg gewandert und hatte dem Kaiser Otto einen Brief der unglücklichen Adelheid gebracht, worin diese Bedrängte seine eilige Hülfe auflehte; auch vergaß Martin bei

Uebergabe des Briefes nicht, eine, ſeinen Schmerz, Kummer und Verzweiflung angemeſſene Anrede an den Kaiſer zu halten, um damit die Bitte ſeiner Gebieterin zu unterſtützen, daß jener ſie aus den Klauen dieſes Räubers befreien möge.

Otto ſäumte auch wirklich nicht, ein ſo ritterliches Unternehmen zu beginnen, indem er ſchnell mit Albrecht von Hohenberg mit einer ſeiner rühmlichen Unternehmung angemeſſenen Kriegsmacht nach Italien zog, Canoſſa nicht nur entſetzte, ſondern auf ſeinem Siegeszug Pavia und das übrige Land eroberte, hierauf ſich zum Könige von Italien krönen ließ, und dann ſeine Vermählung mit der ſchönen Adelheid feierte. Um den Berengar durch Großmuth zu gewinnen, ließ er ihm die Herrſchaft in Ober-Italien als ein Lehen unter deutſcher Hoheit. Aber der treuloſe Mann konnte das gegebene Wort nicht lange halten, denn während Otto mit den Ungarn zu thun hatte, empörte ſich Berengar wieder und verfolgte alle, die es mit den Deutſchen gehalten hatten, auf das grauſamſte. Da zog Otto von Neuem mit einem Heer nach Italien, nahm Berengar mit ſeiner Gemahlin gefangen, und übergab dieſes reiche Königspaar dem Graf Albrecht von Hohenberg, damit dieſer daſſelbe in ſeinem wohl verwahrten Schloſſe Hohen-Nagold, nicht allzuweit von ſeiner väterlichen Burg Hohenberg am Heuberg, lebenslänglich als Gefangene aufhebe.

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolph hin, den Grafen:
Sprach: „Was Gottes iſt, gib Gotte!
Iſt dein Bruder nicht entſchlafen?“

„Der zu ſeiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshauſe
Gut und Habe zubeſchieden,
Liegt zu Glaris in der Klauſe.“

„Warum ärndteſt du die Felder,
Die dem Herrn zu ſchneiden wären,
Warum fälleſt du die Wälder,
Die dem Kirchenbau gehören?“

„Wageſt du's, den Rauſch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch ſoll blinken?
Kirchengut, iſt es das deine?“

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und beſſer träume.“

Aber Landolph ſprach mit Lachen:
„„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß der Bruder erſt erwachen,
Deine Worte ſelbſt bezeugen!““

„„Kannſt du ihn herauf beſchwören,
Wenn zu Rangwil wird gerichtet,
Wohl, dann mögen wir dich hören,
Sonſt iſt Lug, den du erdichtet!““

Fridolin auf ſolche Tücke
Würdiget kein Wort zu ſprechen,
Sieht ihn an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Seckingen am Rheine
Aus dem Kloſter, an dem Stabe
Zog der Greis durch's Waldgeſteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er trat beim Abendſchauer
In die düſtre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt ſich auf die kalte Schwelle.

Auf, erwach' in Gottes Namen,
Ruft er, Urſo, wehr den Tücken.
Sieh! und aus der Grube kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Poſaunen
Zum Gerichte ſchon gerufen,
Steigt der Leichnam ſonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und es faßt die kalten Hände
Fridolin ihm, frei von Schrecken,

Steigt mit ihm die Felsenwände
Auf bis an der Gletscher Decken.

Durch das Hochgebirge schreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel spreitet
Um das Paar, das Geistergleiche.

Wie der Morgen schon sich wittert,
Steigen sie vom Felsgesteine,
Und es sieht's der Senn; er zittert,
Daß ihm's geht durch Mark und Beine.

Aber Landolph im Gerichte
Sitzt zu Rangwil ohne Zagen,
Mit dem ersten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeschlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu sprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblich'ner kann sich rächen!

Sieh, da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen
Leis und scharf; und hohle Worte
Werden draußen schon gesprochen.

Durch die Thüre kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche,
Landolph in der Richter Mitten
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubſt du meine Seele,
Bruder!“ Weht's ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge dieſem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen,
Gib zurück, was du genommen,
Laß getroſt in's Grab mich wallen!“

Landolph ſank in's Knie mit Beben:
„Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte nun das Deine!“

Doch es wandte ſich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte ſich die müde, bleiche,
Nach der ſtillen Ruh der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blaſſe Strahlen
Sah man längs den Berg ſie ſtreifen,
Bis ſie in den Wald ſich ſtahlen.

Und vom ſchrecklichen Gerichte
Eilet Landolph heim zum Rheine,
Mit erbleichtem Angeſichte
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloſter ein zum Erben,
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum ſanften Sterben,
Ruht beim Bruder in dem Grabe.

Die Burg Blankenhorn.

Bekanntlich hausten auf der Burg Blankenhorn mächtige Ritter, die beſtändig durch ihre gehabten Fehden, welche ſich durch ihre geübten Degen zu ihrem Vortheil kehrten, allen ihren Nachbarn Furcht und Schrecken einjagten.

Wolf, ſo hieß der Held, war tapfer von Gemüth, ſtolz war ſein Sinn, und nach den damaligen Zeiten und Sitten Jagd, Tumult und Fehde ſeine liebſte Beſchäftigung. Er erfüllte nie die Pflicht eines ächten Ritters, der Retter der Nothleidenden und unſchuldig Verfolgten zu ſeyn. Vielmehr war er der Reiſenden Geißel und der Schrecken des Landes weit und breit. Getreu ahmte der ſtarke Troß von Reiſigen und Dienſtknechten dem furchtbaren Gebieter nach, und ſtarre Eisrinde bedeckte ſein Inneres, wie das eiſerne Panzerhemd ſein Aeußeres. Eines Tages erblickte der ungeſtüme Wolf von Blankenhorn an der ſtillen Waldecke von Blankenhorn, dem Dörfchen Spielberg gegenüber (das jetzt und zwar längſt in Trümmern liegt), bei einem fröhlichen Gaſtmahl auf der Feſte Stromberg, eine Stunde von Blankenhorn, Elsbethen, die 16jährige Tochter des friedlichen Burgherrn. Geſundheit röthete ihre Lilienwangen, gleichwie die Roſe von den Strahlen der Sonne entknospet, Sittſamkeit ſtrahlte aus ihren Veilchenaugen, und Perlenzähne blinkten zwiſchen korallenen Lippen hervor. Mächtig wurde Wolf von dieſer Schönheit ergriffen, und er fühlte ſich von Liebe zu derſelben überwunden.

Mit Ungestüm, welcher in allen seinen Unternehmungen die herrschende Oberhand hatte, gestand er der schönen Elsbethe seine Liebe, und als er ein Gegengeständniß von ihr erhielt, wählte er sie zu seiner ehelichen Hausfrau. Aber es hielten ihn die Reize des jungen Weibes nicht lange gefesselt, denn die Holde konnte ihn nicht zum gefälligen Manne umschaffen, weil er, trotz seines Weibes liebreichen Betragens, gegen sie immer wild und rauh blieb. Seit ihrem ersten Hochzeitstage wußte sie nichts von dem angenehmen Ehestandsleben, wie man es ihr in ihrer Jugend geschildert hatte; denn statt sie zu lieben, beschäftigte er sich mit Waffenspiel und Jagdtumult, welches Unwesen er mit seiner rohen Gesellschaft stets umtrieb. Bald zeigte sich ihm und seiner Gesellschaft eine erwünschte Gelegenheit, seine Freude mit seinen Freunden im Waffengeklirr suchen zu können; denn mit vielen seiner Waffengesellen unternahm Wolf einen Kriegszug nach Italien, vielleicht um irgend einem Kaiser die Heeresfolge zu leisten. Die Vorstellung der Elsbethen, ihren Gemahl von diesem Heereszug abzuhalten, war vergebens. Selbst ihr Geständniß, daß sie in der Hoffnung stehe, Mutter zu werden, brachte den unruhigen Wolf nicht von der Ausführung seines Vorhabens ab, denn statt denselben auf Abänderung seines Planes zu bringen, stieß er sie vielmehr mit harten Worten von sich, und verließ die Burg mit seinen Streitern.

Nach einem Jahre kehrte Wolf wieder von seinem Heereszug nach Blankenhorn zurück, und mit einem

jungen Fräulein auf dem Arme eilte ihm Elsbeth zum Empfang und Gruß entgegen; als er aber des Kindes Geschlecht vernahm, so wurde er unwirsch darüber und rief aus: „Dieses Kind ist zum Leidwesen meines Hauses geboren!“

Einige Uebelgesinnte gegen Elsbethen suchten den Grimm des Ritters dadurch noch mehr anzufachen, daß sie vorgaben, sein Weib hätte in seiner Abwesenheit die Früchte verbotener Liebe genossen. Wolf wurde wegen der unstatthaften Verläumdung so entrüstet, daß die theure Versicherung seines Eheweibs von ihrer Unschuld und von ihrer beobachteten Treue gegen ihn bei ihm nichts vermochte, denn er stieß sie sogleich in sein so oft gebrauchtes Burgverließ bei kärglicher Kost hinab. Lange schmachtete die Unglückliche mit ihrem Säugling unter der schrecklichsten Behandlung.

Die klagende Elsbeth im Burgverließ.

Träume aus den goldnen Stunden,
Selige Zufriedenheit,
Ha, — wo seyd ihr hingeschwunden,
Bilder aus der Rosenzeit? —
Freuden hab' ich nicht gefunden,
In der Eh', wie ich gemeint, —
Amor hat sich losgewunden,
Seit mich Hymens Band vereint.

Wolf, der sich zu meinen Füßen
Gegenliebe flehend — wand

Flieht zurück vor meinen Küſſen,
Seit uns Prieſters Hand verband!
Hat der Eheſtand nur Strafe?
Götter, was hab' ich gethan? —
Er einſt meines Winkes Sclave,
Wird nun — leider mein Tyrann?

Schweſtern, daß euch meine Klage
Eine ernſte Warnung ſey, —
Mit dem erſten Hochzeittage
Eilt ihr — in die Sclaverei! —
Nehmet klüger eure Triebe —
Stunden vorher in Betracht;
Und bedenkt — das Grab der Liebe
Iſt die erſte Hochzeitnacht! —

In dieſer Wohnung des Jammers und Höhle des Unglücks wälzten ſich Unke und Molche in ſcheußlichen Geſtalten im Schlamme umher. Dieſes ſchreckliche Gefängniß dauerte ſo lange, bis ihre getreuen Brüder Kunde davon erhielten, und dem Unmenſchen Rache ſchwörend, ihm den Abſagebrief zuſandten. Zu ihrem Haufen ſtießen noch einige Fähnlein Knechte der friedlichen Ritter von Lomersheim und Gemmingen, und im engen Thale zwiſchen Blankenhorn und Burg Stromberg kam es zur hitzigen Schlacht, worin Wolf und ſeine Streitgenoſſen unterlagen, und Wolf gezwungen wurde, ſein Weib ihrer kläglichen Haft zu entlaſſen. Doch kaum hatte die leidende Elsbeth wieder Gottes freie Luft eingeathmet

und in der väterlichen Burg die milde Sonne und des Himmels heiteres Blau erblickt; so erlag der durch Gram geschwächte zarte Körper der neuen Empfindung, und entseelt sank die Dulderin auf dem grünen Rasen im Burggarten nieder. Kurz nach dem Hinscheiden seiner unglücklichen Gattin minnete er die stolze Kunigunde, Tochter des Ritters Veit von Sachsenheim, in dessen Burg seit geraumer Zeit ein Gnomen, der Klopfer genannt, unsichtbar sein Wesen trieb, sich besonders bei jedem wichtigen Vorfall hören ließ, und dann gewöhnlich vom alten Veit zu Rathe gezogen wurde. Furchtbar lärmte der Geist dießmal bei jener Verlobung, der er sich auf das heftigste widersetzte, und mit feuriger Schrift sah man plötzlich die Worte zum Entsetzen der versammelten Gäste an die Wand geschrieben: „In drei Jahren, in drei Monden, in drei Tagen;“ was sich auch bestätigte, denn nach Verfluß dieser Zeit zog Wolf, der die furchtbare Schrift längst vergessen hatte, mit seinen Gesellen gen Sachsenheim, um Hülfe zu einer vorhabenden Fehde von dem Geiste zu begehren, welcher sich aber durchaus nicht dazu verstehen wollte, worauf ihm mit Beschwörung gedroht wurde. Zweimal citirte der Burgpfarrer den Geist, und zweimal ermahnte er die frechen Gesellen, seine Ruhe nicht zu stören, sondern von ihrem tollkühnen Vorhaben abzustehen. Aber als die Rasenden, von Zabergäus Wein erhitzt, ihn zum drittenmal vorforderten und seiner Warnung spotteten, erhub sich ein Sturmwind, der Bäume entwurzelte und die Burg in ihren Mauern erschütterte. Auf diese Explosion zischten überall Flam-

men umher; der erzürnte Gnome erſchien plötzlich in fürchterlicher Geſtalt, mit glühend großen Augen, höhnte mit einem Lächeln der böſen Geiſter die Thoren ob ihres ſchnellen und plötzlichen Todes, und verſchwand; ließ ſich auch ſeit jener Zeit nicht mehr ſehen und hören.

Wolf und Kunigunde ſuchten des Verhängniſſes rächender Hand zu entrinnen und theilten das Loos der Uebrigen, welche ſammt der Burg verbrannten. Als das Schloß Sachſenheim (welches noch ſteht) wieder neu erbaut wurde, ſo fand auch der Klopfer ein Plätzchen, über dem Eingang ins Innere, angewieſen, wo es bis auf den heutigen Tag, nach ſeinem früheren Beſtande von einem Meiſter in Stein geformt, paradirt, aber nie wieder bewohnt wurde. Hier ging es dem Gnomen auf dem Schloß Sachſenheim wie dem Burggeiſt zu Scharzfeld am Hardt. Dort aber verfuhr der Burggeiſt ſäuberlicher, als der Gnome zu Sachſenheim. Der Burggeiſt wollte dort nicht züchtigen, ſondern nur aufbrechen. Er mochte nicht zu Scharzfeld weilen, wo die Tugend und Unſchuld mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerſchlägen fuhr er aus ſeinem Quartier im runden Thurm hinauf, hob die Bedachung deſſelben ab, und ſtürzte in die Tiefe, ſchwebte über Scharzfeld, ſchrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Burgpfaffe mehr als der Kaiſer an dieſer Sünde ſchuldig ſey, und verſchwand auf immer, wie der Gnome im Schloſſe zu Sachſenheim.

Graf Gero von Montfort.

Von Montfort war's der greiſe Graf,
Geſättigt von dem Leben,
Der ſah den blauen See im Schlaf,
Und ſtille Kähne ſchweben,
Auf Waſſer, Erd' und Himmel Ruh;
Da flog ſein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er ſeine Knechte,
Hat ſie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abſchied vom Geſchlechte,
Verläßt die Herrſchaft und das Schloß,
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er ſauſen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heiligen Petershauſen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie ſein Herz von Sehnſucht ſchwoll.

Sanct Peters Haus, die ſtille Statt,
Von Wellen leis beſpület,
Sein Geiſt ſich auserſehen hat,
Vom Ird'ſchen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Luſt und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen;

Wohl bringt dem Kloſter das Gewinn,
Sie ſtoßen ab vom Hafen;
Schon ſchwimmt das Schiff auf blauer Fluth,
Wie wird dem Greiſe da zu Muth!

Er ſpricht gerührt: „O fühltet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Waſſer auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes Riff,
Geboren ward ich einſt im Schiff.“

Und wenn ich in dem Nachen bin,
So ſanft geſchaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Ich ruh' in meiner Wiege,
Die Mutter liſpelt in mein Ohr
Und ſingt ein Schlummerlied mir vor.

Derweil ſie ſegeln friſch nach vorn,
Da übermannt's den Grafen,
Sie ſind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu ſchlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er ſchlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüber zieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das ſüße Wiegenlied
So hell in ſeinen Ohren;
Er ſchlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie ſo tief ich ſchlief!“

Er ſchloß die Augen wieder zu,
Noch tiefer fort zu ſchlafen.
Steh' Nachen ſtill, nicht eile du!
Dein Geiſt iſt ſchon im Hafen;
Der Abt zu ſeinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Troſt verſieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauſcht die Fluth, die einſt ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
Im ſüßen Frieden, frei von Harm,
Ruht er, der Welle dort im Arm.

Das Burgſchloß Schramberg.

Drei Jahrhunderte ſind bereits verfloſſen, ſeit der Ritter und Gutsbeſitzer Rochus Merz von Stahlfelden auf dem Burgſchloß Schramberg hauste und allda ſein Unweſen trieb.

Unruhige und wilde Vorfahren waren die Ritter von Landenbergen und Breitenlandenberg, von denen die Geſchichte der Stadt Rottweil wohl noch manchen Spuck, mit zügelloſer Gewaltthat verübt, erzählen kann.

Nicht beſſer war Rochus Merz von Stahlfelden, die armen Leute hatten auch unter ſeiner harten Herrſchaft bittere Klagen zu führen Urſache, aber durch ſein deſpotiſches Verfahren wurden ſeine Unterthanen nicht ge-

beſſert, ſondern vielmehr ſtörriger und gleichſam trotzig gemacht.

Dieß war nicht der Geiſt des Rochus Merz, der nur zur unumſchränkten Herrſchaft geboren keine andere Rechte kannte, als die ſein eigenes Intereſſe beförderten, der dem Egoismus aufs innigſte ergeben war und die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen nicht beabſichtigte. Er nahm ſich vor, den ſtarren Geiſt ſeiner Unterthanen ins Sclavenjoch zu beugen und ſeinem barbariſchen Willen unbedingt zu unterwerfen. Strenge Geſetze, nur die Gerechtſame des Herrn, als abſoluten Herrſchers, enthaltend, wurden entworfen und erlaſſen, und wenn der Frevler es wagte, wie er genannt wurde, eines derſelben zu übertreten und nicht zu befolgen oder ſich gar dagegen aufzulehnen, den erwartete nach den Worten ſeines eigenen entworfenen Coderes üble Behandlung und Einſperrung in das Hundeloch. Seine armen Unterthanen waren nicht einmal Herren ihres Leibes; denn dieſen mußten ſie dem Ritter den ganzen Tag und Nacht zum Jagen, Frohnen, Wachen u. ſ. w. überlaſſen, ſtanden unter keinem Geſetz, denn ſelbſt den Blutbann hatte der Ritter auszuüben. Nirgends, wo die guten Leute hinblickten, durften ſie Geſpräche auf Recht und Eigenthum machen, nirgend Freiheit; nicht einmal die Luft umſonſt einzuathmen und das Waſſer zu ſchöpfen war ihnen vergönnt; denn wer in der Schramberger Luft leben wollte, wurde leibeigen, und das Waſſer, deſſen Eigenthum ſich der Herr zueignete, durfte nur mit deſſen Begünſtigung von ſeinen Unterthanen und deren Haus-

thieren benutzt werden. So lebten ſie zuletzt, an ihre traurige Lage gewöhnt, lange Zeit an dem kurz gehaltenen Zügel, wie dort die Juden bei den Aegyptern an dem kurzgehaltenen Zügel ihres mächtigen Kaziken. Dieſer Ritter, ganz ohne alles Gefühl für Menſchheit und des innern Werths derſelben, hatte für ſich ſelbſt kein Genüge gelernt; hatte nie gelernt, daß auch das wohlthätige Wirken auf einen kleinen Kreis auch die Einerndtung des Danks von einem geringen Häuflein den wohlthätigen Geiſt beſchäftigen könne. Kurz, dieſer Ritter war der Tyrann ſeiner Untherthanen, deſſen Vater er ſeyn ſollte, ein Schrecken der Geſellſchaft und ſeiner Nachbarn, die nie anders als mit Angſt und Entſetzen an ihn dachten.

Doch auch ſeine Stunde ſchlug, auch ſein Maaß war voll. Zwar ſuchte er durch reiche Spenden an die Kirche, deren er einen großen Theil ſeines Vermögens verſchaffte, ſeine Unthaten zu beſchönigen und einigermaßen wieder gut zu machen, was er in ſeinem vergangenen Leben verdorben, ordnete auch eine gute Verwaltung des Kirchenvermögens an, aber er entging doch der Rache nicht, wie der weitere Erfolg der Geſchichte und deſſen Ende beweist.

Vom hohen Bergſchloß ritt Rochus in das Thal hinab, begleitet von einem ſtarken Jagdgefolge. Seine Ankunft verkündigten Hunde und Jagdhörner, und ſeine Gegenwart im Flecken Schramberg war mit Entſetzen gepaart. Sein erſtes Geſchäft war dort, Gericht zu halten und Forſchungen anzuſtellen, ob ſeine Unterthanen keines

ſeiner Rechte übertreten, und folglich ſein Eigenthum beeinträchtigt hätten. Weil alles gut ablief, ritt er in Geſellſchaft ſeines Gefolges frohen Muthes nach vollbrachter Arbeit ſeines Weges auf die Jagd. Dießmal galt es der Umgegend Falkenſtein, um die dortigen Waldungen mit ſeinen Jägern und Hunden zu durchſtreifen.

Nach langer Dauer und großem Lärm dieſer auf der Jagd herumſtreifenden wilden Schaar wurde ſie endlich am weſtlichen Horizont ein entferntes Blitzen gewahr, auf welches bald der Himmel finſter wurde und ein nicht gar zu weit entferntes Donnern ſich hören ließ; da dieſes Naturereigniß zur ſpäten Abendzeit, als der Tag ſich neigte, ſich zutrug, ſo verließ die wilde Jagdſchaar den Forſt und eilten der heimathlichen Burg zu. Hier war es, als Rochus zuerſt im räumlichen Wieſengrund bei der Kirche zu Falkenſtein ein ſchönes milchweißes Roß, ritterlich gezäumt und koſtbar geſattelt, an des Baches Berneck Ufer herum gallopiren ſah. Schnell erinnerte er ſich ſeines angemaßten Rechts, nach welchem er auch dieſes herrenloſe Gut für ſein Eigenthum erklärte, und in dieſer Abſicht eiligſt einen Knecht hinſendete, um ſolches einzufangen und auf die Burg zu führen. Aber was geſchah! Als der hingeſandte Knecht dem friedlich muntern Roß ſich näherte:

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob das Roß
Und ſprühte Feuerfunken!!

und mit einem nachdrücklichen Hufſchlag ſchlug es den ſonſt kecken Knecht zu Boden. Mehreren ſeiner hinge-

schickten Knechte, die ein Gleiches versuchten, ging es nicht besser, und letztere behaupteten, daß sie aus dem Rachen des Rosses Feuerfunken fahren gesehen hätten. Zwar gab Rochus noch weitere Befehle, sich des ledig fliehenden Rosses zu bemächtigen und fügte Drohungen mit der Hundspeitsche bei; allein keiner wollte es mehr wagen, solches anzurühren. Das immer noch über der Jagdgesellschaft hängende Ungewitter, begleitet von heftigen Blitzen, Donnerschlägen und herabstürzenden Regen, machte den Ritter zahmer, daß er seine Hundspeitsche sinken ließ; allein um in den Besitz des schönen Pferdes zu kommen, gab er fernere Versuche zu dessen Beifahung nicht auf. Er selbst, der keine Furcht kannte, weil er unter den Waffen grau wurde, ging muthig und hurtig auf das immer noch laufende Roß zu, wurde seiner sogleich habhaft und ließ sich auch ruhig von ihm fangen, wohlgefällig von ihm streicheln und liebkosen. Aber grimmig überschüttelte es die Mähne und seinen Schweif, fürchterlicher bäumte sich der Schimmel, als der Ritter es nunmehr einem dritten Knechte zu besteigen übergeben wollte.

Des Rosses heftigeres Schnauben und sein wiederholtes Feuersprühen aus dem eröffneten Rachen ließ den dritten Knecht kein besseres Schicksal erwarten, als seine noch zitternde Vorfahren gehabt hatten, und bei der eingetretenen völligen Muthlosigkeit desselben sah sich Rochus Merz genöthigt, das Roß selbst zu besteigen, wollte er anders den Fang nicht fahren lassen. Geduldig ließ das Roß dieses Aufsteigen geschehen, unempfindsam

für Gebiß und Sporen, welche der erzürnte Ritter demſelben eindrückte, trug ſolches denſelben, ohne wie vorhin fürchterlich zu raſen, ruhig weiter. Aber kaum war die Hälfte der ſteilen Schloßſteig zurückgelegt, als es unter der Erde ſchrecklich dröhnte, der Schimmel bäumte, ſprühte zackigte Feuerfunken und drohte dem Ritter Todesgefahr.

In dieſer großen Noth wollten ihm die Perſonen ſeines Reiſegefolges beiſtehen, aber eine wilde Abfertigung: „Fort ihr Knechte!“ ich will die Beſtie ſchon zahm machen, ſcheuchte ſie von ihrem Beiſtand zurück und benahm ihnen allen Muth.

Schnell aber und noch ſtärker als das Brauſen und Toben heulender Sturmwinde und wie das ängſtliche Brüllen der wilden Thiere, ließ ein unterirdiſches Getöſe ſich hören. Die Erde wurde geſpalten, und ſchnell wurde von der in einen gähnenden Spalt ſchrecklich geöffneten Erde Ritter Rochus Merz mit ſeinem Wunderpferde, wie einſt die Rotte Korä, Dathan und Abiram, verſchlungen.

Die Stätte, wo dieſes ſchreckliche Ereigniß ſich zutrug, bezeichnet jetzt noch ein mit dem Namen Rochus Merz von Stahlfelden und deſſen Wappen behauener und errichteter Stein. Derſelbe iſt oben ausgehauen, und ſtellt gemalt die ſchreckliche Begebenheit vor; ſchade aber, daß der Zahn der Zeit dieſe Vorſtellung ſo ſehr verwittert hat, daß ſich jetzt nur noch das Wappen des Verunglückten am deutlichſten zeigt.

Von Furcht und Erſtaunen niedergeſchmettert, lagen

die Knechte zu Boden; jedoch so unbeschädigt, daß sie wieder vom Boden sich aufrafften und der guten Burgfrau die schreckliche Kunde von dem bedauernswürdigen Untergang ihres Ehegatten und Herrn überbringen konnten.

Drei Tage lang hörte die tief Gebeugte ihren Herrn unter der Erde jämmerlich stöhnen und seufzen, aber verschwunden war er auf immer. — Acht Tage nach diesem schrecklichen Ereigniß fanden sich die bespornten Stiefel, Handschuhe und Degen des Ritters in einem beinahe unzugangbaren Gebüsche, welches weit von der gedachten Unglücksstelle entfernt war.

Die Wittwe spendete reiche Gaben an die dortige Kirche und Armen, und belohnte reichlich den Ortsgeistlichen Gedon Wager, der mit einem mitleidigen nachbarlichen und frommen Einsiedler aus religiösem Antriebe Tag und Nacht Bußpsalme an der unglücklichen Stelle für des Rochus arme Seele betete und dafür von der Wittwe des Unglücklichen gut belohnt wurde. Auch die andern Geistlichen der Herrschaft, welche 100 Seelmessen für den unglücklichen Ritter Rochus bei Kerzen und Lichtern auf der oft gemeldeten Unglücksstelle lasen, wurden von der Wittwe gut belohnt.

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wand'rer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da thät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er ſich auf den Fang gemacht,
Ein Kaufzeug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüber kommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da ſprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handſchuh hab' ich vergeſſen
Auf der Bahre, da ich geſeſſen.“

Der Reitknecht kam zurück ſo bleich,
Die Handſchuh hole der Teufel Euch!
Es ſitzt ein Geiſt auf der Bahre,
Es ſtarren mir noch die Haare.

Er hat die Handſchuh angethan
Und ſchaut ſie mit feurigen Augen an,
Er ſtreicht ſie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder.

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiſte ſich tapfer ſchlug,
Er hat den Geiſt bezwungen,
Seine Handſchuh wieder errungen.

Da ſprach der Geiſt mit wilder Gier:
Und läßt du ſie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein,
Das ſchmucke, ſchneidige Pärlein!

„„Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu'.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen.““

Rechberger sprengte von dannen stolz,
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug,
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
Sag an, wer sind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?

„„Dem treusten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen.““

Der Schwarze ritt den Andern nach,
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich steige,
Es geht mit mir zur Neige.

Ist dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnste,
Und brauch' es in Gottes Dienste!

Rechberger in ein Kloſter ging;
Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring,
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie.

„„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh' es dir an den Sporen an,
So magſt du der Pferde walten,
Die im Kloſterſtalle wir halten.““

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hats nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh am Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dies Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht,
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie fein bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen. L. Uhland.

Der Michaelsberg.

Als die nun so freundlichen Ufer des Neckars noch mit schauerlicher Wildniß bedeckt waren, begab sich hieher ein durch Liebe unglücklicher Jüngling, um nimmer diese Einsamkeit zu verlassen. Hartnäckig hatte er lange im Heidenthum beharret, aber seine Braut, die an das seligmachende Evangelium glaubte, bekehrte ihn noch nach ihrem Tode. Denn, als sie vernahm, wie fest er an seinen Götzen hing, verließ sie Vater und Mutter, und floh, von tiefem Gram getrieben, in eine schauerliche Einöde, wo sie unter den grimmen Thieren des Waldes lebte, die sie aber freundlich nährten und ihrer schonten. Als sie nun nach einigen Jahren dahin gewelkt war und der Engel des Todes ihr die Augen zugedrückt hatte, verkündete nur noch manche Schrift von ihr an Bäumen und Steinen das Schicksal ihrer letzten Tage.

Einsmals verirrte sich der Jüngling auf der Jagd hieher. Er jagte ein Wild, das er nicht erlegen konnte. Es blickte ihn unverwandt an, als wollte es ihm sagen, daß ein freundlicher Schutzgeist seiner warte. So führte es ihn an die Stelle, wo ein Rosenhügel eine menschliche Grabstätte verrieth. Die Schrift an Bäumen und Steinen erregte seine Aufmerksamkeit, und so las er die rührende Kunde von dem letzten Schicksal seiner Braut. Wie ein Engel Gottes schwebte ihm ihr Bild vor der Seele. Er warf seine Götzen von sich, zog gen Worms zum Bischof und ließ sich von ihm taufen.

Lange lebte er auf diesem Berge in einer kleinen

Hütte, die er ſich ſelbſt aus Steinen und Holz erbaut hatte. Davon heißt der Berg noch heut zu Tage Himmelreich, und der Ort, wo der Einſiedler hauste, noch Gotteshöhe; denn er überließ ſich hier allerlei heiligen Betrachtungen. Oftmals verirrte ſich auch ein Wanderer in dieſer Einſamkeit; den führte er in ſeine Hütte, labte ihn mit Speiſe und Trank und leitete ihn dann wieder auf den rechten Weg.

Bald lief die Kunde von dem frommen Einſiedler im Lande umher. Zahlreiche Wallfahrten zogen hin, und jeder fühlte ſich in ſeiner Gegenwart frei von allen Leiden und Drangſalen.

Endlich, da er alt und ſchwach ward, pochte es in einer ſtürmiſchen Regennacht an der engen Pforte ſeiner Zelle; ein Pilger trat herein, hoch und ſchön geſtaltet und aus ſeinen Augen leuchtete hoher Friede. Eiligſt zündete der Greis ein Feuer an, die Kleider des Fremdlings zu trocknen und ſeine Glieder zu wärmen; ſetzte ihm Speiſe vor, kniete dann nieder und verrichtete mit zitternder Stimme, aber freudig und glaubensvoll ſein Nachtgebet. Da trat der Pilger, das Haupt umgeben von einem Strahlenkranze, zu dem Betenden, der ihn mit ſprachloſem Erſtaunen anblickte: „Dein Flehen iſt erhört,“ ſprach er mit himmliſcher Milde: „Gehe ein zur Ruhe!“ und küßte den Sprachloſen auf die Stirne.

Entflohen war die erlöste Seele. Am Morgen fanden ihn die Waller ſanft entſchlafen neben dem kleinen Altar, das Bild des himmliſchen Friedens und der Ruhe nach heißen Kämpfen. Weinend begruben ſie ihn, und

bauten ein Gotteshaus an der Stelle, dem heiligen Michael geweiht.

Dieſe Kirche ſteht noch und ſchaut im Lande weit umher, einſt oft beſucht von Wallfahrern.

Der Geiger zu Gmünd.

Einſt ein Kirchlein ſonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm ſteht da,
Baute Gmünd der ſangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Gold'ne Roſen den Altar.

Schuh aus reinem Gold geſchlagen
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen,
Denn da war's noch gute Zeit.

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimath Land,
Man der Gmünd'ſchen Künſtler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilias Kirchlein viel;
Ungeſehn woher, erſchallten
Drin Geſang und Orgelſpiel.

Einſt ein Geiger kam gegangen,
Ach den drückte große Noth,
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod!

Vor dem Bild hat er geſungen
Und geſpielet all ſein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächſten Goldſchmieds Hauſe
Eilt er ganz vom Glück berauſcht,
Singt und träumt vom beſten Schmauſe,
Wenn der Schuh um Geld vertauſcht.

Aber kaum den Schuh erſehen,
Führt der Goldſchmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geſchleppt des Liedes Sohn.

Bald iſt der Prozeß geſchlichtet,
Allen iſt es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechſte Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder,
Sangeſt wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollſt, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man ſchallen,
Und man ſieht den ſchwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen ſoll dein Flug.

Bußgeſänge hört man ſingen
Nonnen und der Mönche Chor;
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne d'raus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt',
„Wo ſo viele muſiciren,
Muſicir' ich Geiger mit!"

An Cäcilias Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehaſſet,
Seufzt: „das arme Geigerlein!"
„„Eins noch, bitt' ich — ſingt er — laſſet
Mich zur Heil'gen noch hinein!""

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals ſein Leid,
Und er rührt die Himmliſchmilde:
Horch! melodiſch rauſcht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild ſich nieder
Aus der lebenloſen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten gold'nen Schuh.

Voll Erſtaunen ſteht die Menge,
Und es ſteht nun jeder Chriſt,
Wie der Mann der Volksgeſänge
Selbſt den Heil'gen theuer iſt.

Schön geſchmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl geſtärkt mit Geld und Wein,
Führen ſie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergeſſen,
Schön zum Feſt erhellt das Haus,
Und der Geiger iſt geſeſſen
Obenam beim luſt'gen Schmaus.

Aber als ſie voll vom Weine,
Nimmt er ſeine Schuh' zur Hand,
Wandert ſo im Mondenſcheine
Luſtig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch ſo arm gegangen —
Und es muß getanzet ſeyn.

Drum auch hört man geigen, ſingen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten ſpringen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becher klingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer ſchallen
Selbſt aus Trümmern luſt'ger Klang.

J. Kerner.

Karl der Große und der Siebenrohr-Brunnen in Heilbronn.

Als unſer Vaterland noch in der dichteſten Nacht heidniſchen Aberglaubens verſunken war, kamen aus einem fernen Lande, in dem ſchon gar frühe ſich die Herzen der ſanften Macht der Wahrheit öffneten, die Apoſtel des Friedens, die Lehre des Chriſtenthums in deutſche Wälder zu pflanzen und den Menſchen mildere Wohnſitze zu bereiten. Nicht Ehre und Ruhm bei Menſchen, wohl aber Spott und Verachtung, ja ſelbſt ein blutiger Tod waren es, was ihnen beſchieden war. Unter ihnen kam auch Kilian, ein frommer Mann, an den Main und Neckar, in dieſen unwirthbaren Gegenden ein Werkzeug in der Hand ſeines Herrn zu werden. Eine friſche Quelle war der Sammelplatz derer, die ſich zum Evangelium bekehrten und hier die heilige Weihe empfingen.

Schon manchen Saamen des lauteren Evangeliums hatte der fromme Kilian ausgeſtreut, drum ging er nun von dannen, wie der Säemann, der nun dem Herrn das Gedeihen überläßt, um ein anderes Feld anzubauen; doch nur zu bald hatte der Herr ſeinen Diener dazu auserſehen, durch blutigen Tod ein Zeuge für die Göttlichkeit ſeines Evangeliums zu werden. Und wie das Heilige in der Menſchen Hände ſo oft entſtellt wird, ſo gewann auch gar bald nach Kilians Tode in den Gegenden des Neckars hie und da die Finſterniß wieder

die Oberhand über das Licht in den Herzen der Menschen, und die Quelle, an der Kilian einst getauft hatte und wo nun ein Schüler desselben die Weihe ertheilte und das Wort des Herrn verkündete, wurde immer seltener besucht.

Nach vielen Jahren sandte der Herr seinem Volke einen frommen Kaiser, Karl genannt, einen starken Pfeiler für die Sache seines Wortes. Er sah allenthalben in seinem Lande — wie es einem frommen Fürsten ziemt — nach seinen Kindern, half, wo zu helfen war, strafte, wo er nach Gottes Ordnung strafen mußte, tadelte und lobte, wo er's für nöthig fand, und stiftete überall Heil und Segen.

Unweit des Neckars, da wo die Sulm sich mit ihm vereinigt, liegt ein Berg, der Scheuerberg genannt, an dessen Füßen sich ein Thälchen hinzieht. Noch war hier an keine lachenden Gefilde, an keine grünen Auen zu denken. Auf den Bergen und in den Gründen standen uralte Eichen, über deren Gipfel das Gekrächze der Raubvögel durch den Forst hin schallte, während der furchtbare Ur in ihrem Schatten weidete und der Eber ihre Wurzeln durchwühlte. In diesem Forste jagte einst Karl. Von Durst getrieben, suchte er mit einigen seines Gefolges eine Quelle und fand eine, deren krystallhelles Wasser ihn wunderbar erquickte. — Da nahete sich ein Priester, dessen Aeußeres Gram und Kummer verrieth. Ein Blick des Kaisers ermuthigte ihn, also zu sprechen: „Es ist für mich gar schlimme Zeit; vor vielen Jahren hat der fromme Mann Gottes Kilian hier das Evange-

lium geprediget und den Gläubigen mit dem Waſſer dieſer Quelle die heilige Taufe gegeben; aber nun ſteht ſie verödet, denn Niemand will ſich mehr taufen laſſen, und auch in den Herzen derer, die einſt glaubten, iſt es wiederum finſterer geworden; heidniſche Prieſter ſchleichen umher, die Menſchen zu berücken und ich wandle als ein müßiger Diener des Herrn." — „Sey getroſt," entgegnete ihm Karl, „ich will es verſuchen, deinen Kummer zu lindern, ſo anders der Herr mir Kraft und Gedeihen dazu gibt; denn ſo wahr ich Kaiſer bin, das Werk meines Herrn ſoll nicht durch Menſchenhände befleckt werden. Und ſo wie ich hier an dieſer Quelle meinen leiblichen Durſt geſtillt habe, ſo will ich ſie auch zu einem Borne himmliſchen Segens für die Seelen der Menſchen machen."

Mit frommem Eifer berief Karl eine Menge Arbeiter, und ließ auf der Quelle ein Gotteshaus erbauen, darin das Werk des Evangeliums zu beſtellen und wieder auf's Neue zu beleben. Er ſelbſt ermahnte die Arbeiter, keinen Fleiß und keine Mühe an einem ſo heiligen Werke zu ſparen. Bald war der Bau vollendet, die Wälder gelichtet und in freundliche Auen verwandelt. Auch wirkte das Beiſpiel des frommen Kaiſers, der ſich hier als ein demüthiger Knecht ſeines Herrn gezeigt hatte, ſo ſchnell, daß auch das Evangelium wieder größeren Fortgang gewann. Dem Gotteshaus mehr Anſehen zu verleihen, ließ er in deſſen Nähe ſich ein eigen Haus erbauen, und die Quelle nannte er den Heiligbrunnen. Eine Menge von Menſchen ſiedelten ſich bald an um

das Gotteshaus. Noch hört man das Rauſchen der Quelle, wie die Stimme eines abgeſchiedenen ſegenſpendenden Geiſtes.

Die Glocke auf der Burg Wunnenſtein.

Der Ruf zum Zuge in's heilige Land und zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen erſcholl in den deutſchen Gauen und manch alter Ritter ſuchte noch einmal ſein Schwert, ſeine Kraft in heiligem Kampfe zu bewähren. Da ſah der Ritter Stein von Wunnenſtein auf ſeiner Burg, wie ein Zug von Rittern und Knappen das Neckarthal herauf kam. Er ſandte, zu fragen, was dieſes zu bedeuten habe; und als ihm die Antwort durch ſie ward: es ſey nur Eines, was jetzt aller Gläubigen Herzen bewegen könne — die Schmach zu rächen, ſo dem Grabe des Erlöſers angethan werde, da ſattelte auch der Ritter ſein Roß und ſchloß ſich an zum Zug in's heilige Land. Nach langer mühſamer Reiſe betrat er endlich mit ſeinen kreuzfahrenden Brüdern den Boden deſſelben und unwillkührlich ſanken Alle zur Erde, zu dem Herrn flehend, daß er ihnen vergönnen möchte, in Demuth das ſchwere Werk zu ſeiner Ehre zu vollenden. Es war eben Wonnemond, als ſchon die Zinnen von Jeruſalem ihnen aus der Ferne entgegen winkten; ein unendliches Jubelgeſchrei erfüllte die Luft und Freudenthränen ſtürzten aus Aller Augen. Aber noch ſtand den Kreuzführern der heißeſte Kampf

bevor, und da that mancher Mann, obgleich Aller Herzen ſich dem Kampf entgegen ſehnten, ein ſtilles Gelübde, und auch unſer Ritter that das fromme Verſprechen, daß, ſollte es ihnen mit des Herrn Hülfe gelingen, das heilige Werk auszurichten, er eine Kirche auf ſeiner väterlichen Burg erbauen wolle, darin den Herrn für ſolche Gnade zu preiſen. Der Kampf um die Mauern der heiligen Stadt begann und mit ihm ein fürchterliches Blutbad. Als endlich das Panier der Chriſten von den Zinnen wehte, fraß das Schwert alles Lebendige, und erſt, als die Beſinnung wiedergekehrt war, dachten die Krieger mit unſerem Ritter darauf, ihre Waffen vom Saracenenblute zu reinigen. Mit entblößtem Haupte und barfuß eilten ſie nach den heiligen Orten, und die Stadt, die noch eben von dem wilden Geſchrei des Mordes erſchallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgeſängen zur Ehre Gottes.

Nach Jahren kehrte auch Ritter Stein von Wunnenſtein auf ſeine väterliche Burg zurück, und begann, ſeinem Gelübde getreu, den Bau einer Kirche. Sie ward dem heil. Michael geweiht und bald that ſie ihre ſchützende Kraft kund, denn kein Hagel und kein Ungewitter traf die umliegende Markung. Eine geweihte Glocke, von ungeheurer Größe, die jedes Ungewitter verſcheuchte, hing auf dem Thurme. Oft wohl mochten bei heiterem Wetter die Bewohner von Heilbronn ihren Klang vernehmen, der die ganze Gegend, nur gerade nicht für ſie ſegenbringend war, denn die Ritter der Burg waren den Heilbronnern eben nicht ſonderlich hold, und manches

Ungewitter, glaubte man, habe ſie aus geerbter Feindſchaft den Städtern zugeſchickt. Darum trachteten ſie auch nach derſelben; doch lange vergebens, bis endlich die Stiftsdamen von Obriſtenfeld, denen Kirche und Gemeinde eine zeitlang gehörten, ſie gegen eine große Summe Geldes abtraten. In allen umliegenden Orten war tiefe Trauer; als man das wohlbekannte, ſegenbringende Geläute nimmer hörte und die Heilbronner im Triumph die Glocke ihrer Stadt zuführten. Die Reichsbürger empfingen ſie unter feierlicher Begrüßung, ſie wurde eingeſegnet, auf den Thurm der Hauptkirche gebracht, und da ſtand nun der Rath mit der ganzen Bürgerſchaft, das erſte Geläute erwartend. Aber umſonſt, ſie gab keinen Ton von ſich; Geiſterbanner und Prieſter ſprachen ihre Formeln, aber ſie ſchwieg; man betete, man ſang, man hielt Meſſe, aber kein Laut ließ ſich vernehmen, da ſiegte die Furcht vor der Strafe des Himmels, und die Städter ſelbſt brachten ſie wieder in ihr Heiligthum zurück. An der Gränze empfingen ſie Schaaren fröhlicher Menſchen, die ſie wie eine Mutter vermißt hatten. Um keine Zeit zu verlieren, nahm ſie ein Landmann, der eben vom Felde kam, auf ſeinen Wagen, und zum Zeichen der Gnade des Himmels zog ein Paar Stiere mit raſchen Schritten die ſchwere Glocke den ſteilen Berg hinauf, welche die Städter mit zwölf Pferden kaum von der Stelle gebracht hatten. Als ſie wieder auf dem Thurme hing, ließ ſich das Volk auf die Knie nieder, dankend dem Herrn für ſolche Gnade. Von nun an verkündet wieder ihr Geläute der Umgegend den

Segen, den der fromme Ritter aus dem gelobten Lande in seine Heimath mitnahm. — Noch steht die Ruine dieses Thurmes, weithin im Lande sichtbar.

Die Ritter von der Altenburg.

Hoch auf der Alpe steilem Rand
Die Altenburg vor Zeiten stand,
Sie blickt in Trümmern öd' und kahl
Bei Reutlingen herab in's Thal.

Drin wohnt' ein sonderbar Geschlecht,
Des Morgens Herrn, des Mittags Knecht,
Und Abends zogen sie zu Roß
Als Räuber aus dem Felsenschloß.

In rothen Mänteln sah man sie
Zur Kirche zieh'n, wenn Morgens früh
Zur heil'gen Meß die Glock' erklang,
Als Edelherrn, in ernstem Gang.

Des Mittags bauten sie das Land
Als Knecht in rauhem Zwilchgewand,
Sie lenkten selbst, die Hand am Pflug,
Des Rosses und der Stiere Zug.

Des Abends zogen sie zu Wald,
Zu Roß, den Harnisch umgeschnallt,
Auf sich're Wand'rer lau'rten sie
Im Hohlweg dort, im Dickicht hie.

Und war ihr Tagwerk so vollbracht,
Vertheilten sie den Raub bei Nacht,
Kein Kaufherr zog Nachts ohne Scheu
Am Altenburger Schloß vorbei.

Vor Achalms Veste bangt' ihm nicht,
Sie sah mit freundlichem Gesicht,
Von ihres Berges grünem Plan,
Nicht, wie die Altenburg, ihn an.

Er dacht', der Mann, der sie erbaut,
Hat auf die Allmacht auch vertraut,
Und ruhiger in seinem Sinn
Zog er am Fuß der Achalm hin.

Die Kapelle.

Bei dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach, liegt ein Berg von mäßiger Höhe, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Auch die Ruinen desselben sind jetzt verschwunden mit seinem Namen, doch hat sich das Andenken davon noch in dem Namen der obersten Bergspitze erhalten, welche die Kapelle heißt. Als die Hunnen das deutsche Land überzogen und verheerten, lebten in diesem Kloster zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorsteherin. Sie waren sämmtlich aus den edlen Geschlechtern der Gegend und von unsträflichem Wandel. Da die Feinde sich dem Neckarthale näherten, geriethen sie in große Angst, denn

allenthalben verübten die zuchtlosen Schaaren der Fremden unerhörte Frevel. Einst verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebet und flehten zum Himmel um Schutz und Rettung, da läutete es an der Klosterpforte. Ein alter Mann mit kreideweißem Barte, aber von ehrwürdigem Ansehen, bat um Einlaß und Nachtherberge. Freundlich nahmen die frommen Frauen den Wanderer auf und setzten ihm Speise und Trank vor. In seinem Antlitze lag eine Hoheit und Milde, welche Ehrfurcht und Vertrauen zugleich erweckten. Die Klausnerinnen theilten ihm ihre Besorgnisse mit und baten um seinen Rath.

Wie Ihr an mir Erbarmen geübt habt, sagte der Greis, so wird Gott auch Eurer sich erbarmen, denn er hört das Flehen der frommen Unschuld. Mein Rath ist aber, Ihr laßt alsbald dreizehn Todtensärge verfertigen und sie in die Kapelle stellen: Nahen sich die Feinde diesen Mauern, so schmückt Ihr Euer Haupt mit Blumenkränzen und legt euch in die Särge wie Verstorbene. Ich werde wieder kommen zu derselben Stunde, da die Feinde in dieses Gotteshaus dringen und Euch segnen.

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis sie geheißen. Sie ließen in Eile dreizehn Särge verfertigen, und als sie das Geschrei und den Lärm der heranziehenden Hunnen vernahmen, setzte eine der andern den Kranz aufs Haupt und sie legten sich in die Särge, die Hände über der Brust gefaltet. Plötzlich kam der Greis in kirchlichem Gewand und begleitet von zwei wunderschönen Chorknaben aus der Sakristei geschritten und verrichtete

die Gebräuche, wie ſie bei Beerdigungen gewöhnlich ſind, denn die Jungfrauen waren wirklich eingeſchlummert, um jenſeits, im Lande der Ruhe, wieder zu erwachen. Kaum war die letzte Segnung zum Frieden aus dem Munde des Greiſes, als die Hunnen hereinſtürzten, aber von einem plötzlichen Schreck gefeſſelt wurden. Der Greis hatte eine edle, hohe Jünglingsgeſtalt angenommen, eine Glorie umgab ſein Haupt und über die todten Jungfrauen verbreitete ſich ein goldner Schimmer. Von namenloſer Angſt ergriffen ſtürzten die Kriegsknechte aus der Kapelle und dem Kloſter fort und keiner wagte es mehr, die Spitze des Berges zu betreten. Als nun das Land wieder von den wilden Horden gereinigt war, kehrten die Umwohner des Kloſters in ihre Hütten zurück und wollten auch nach alter Gewohnheit dem Gottesdienſte auf dem Berge wieder beiwohnen, aber ſie fanden mit Erſtaunen die Zellen verlaſſen und in der Kirche erhoben ſich dreizehn Gräber, jedes bezeichnet mit einem Kreuze, auf dem Kreuze die Namen der zwölf Jungfrauen und ihrer Vorſteherin.

Die Mädchen-Felſen im Kreuzthale bei Eſelsburg.

Seht dieſer Felſen Zwillingspaar!
Ein jeder dieſer Felſen war
Ein Mädchen einſt; dort oben ſtand
Hoch auf des Berges ſteilem Rand

Oft trieben in des Abends Kühl
Die Liebenden ihr süßes Spiel,
Es barg vor fremder Lauscher Blick
Der grüne Strauch ihr sel'ges Glück;
Doch dauernd ist kein Glück zu loben,
Ein Aug' hat sie erspäht von oben!

Und plötzlich zückt ein Wetterstrahl
Mit dumpfem Donnerschlag durch's Thal,
Emporgestreckt aus süßer Lust
Erstarrt das Herz in ihrer Brust,
In Felsen steh'n verwandelt Beide
Hart an dem Fluß auf grüner Haide.

Noch starrt in ihrer Liebe Grab
Das Schwesternpaar ins Thal hinab,
Auch sieht man eingehöhlt in Stein
Die Eimer, und im Mondesschein
Vernimmt man oft wie menschlich Stöhnen
Aus beiden Felsen Seufzer tönen.

Magenau.

Staufenberg in der Ortenau.

Auf der alten Burg Staufenberg, die der Großherzog Leopold von Baden wieder in gewöhnlichen Stand hat setzen lassen, hatte Peter Dimringer, der stattliche Ritter, einst seinen Sitz. Eines Pfingsttages früh hieß er der Sage nach den Knecht das Roß satteln, um gen Nuß-

bach hinab zur Metten zu reiten. Unterwegs, am Eingange des Waldes, da, wo drei alte Eichen einen Brunnen überschatten, sah er auf einem Stein eine wunderschöne, reichgeschmückte Jungfrau mutterallein sitzen. Er grüßte und sie erwiederte den Gruß, ihn holdselig anblickend. Da ging dem Ritter das Herz alsbald in Liebe auf und er schwang sich rasch von seinem Roß, ihr die Hand bietend und setzte sich neben sie zu traulichem Gespräch. Die Schönheit ihrer Gestalt und die sinnigen Reden, die ihr lieblich über die Rosenlippen flossen, bestrickten sein Herz nach Kurzem so, daß er von seiner Liebe zu ihr sprach. „Ich bin keine von den Töchtern der Menschen," erwiederte sie ihm, „sondern eine Wasserjungfrau. Wer sich mit mir verbindet — das merkt wohl, Herr Ritter! — dessen Treue muß rein bleiben, wie die Quelle hier, die meine Wohnung ist, und fest wie der Stahl Eures Schwertes! Untreue brächte Euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn ewig, wie unsere Liebe, so ist auch unser Schmerz!" — Da schwur der Ritter ihr ewige Liebe, ewige Treue. Hierauf reichte die Jungfrau, die ihn schon lange heimlich geliebt hatte, ihm einen kostbaren Ring, und er schloß sie entzückt in seine Arme, an seine Brust. Als der Morgen des Tages erschien, an welchem der Staufenberger die Geliebte als Hausfrau heimführen wollte, fand er, aus dem Schlafgemache tretend, auf einem Tische des Saals drei zierlich geflochtene Körbchen mit Gold, Silber und Edelsteinen glänzend angefüllt. Es war die Morgengabe seiner Braut, die bald darauf, von mehreren Gespielinnen begleitet, zur Trauung erschien.

Vorher aber gab sie dem Ritter in einem Nebengemache noch einmal zu bedenken, welchen Schritt er thue, und daß, wenn sein Herz je gegen sie erkalte und für eine andere warm werde, sein Leben verwirkt sey. „Als Zeichen des nahen Verderbens," sagte sie, „werdet Ihr dann nichts weiter von mir sehen, als diesen meinen rechten Fuß." Der Ritter wiederholte den frühern Schwur in trunkener Liebe und die Trauung wurde nun vollzogen. Schöne Tage voll Lust und Heiterkeit flogen an den Glücklichen vorüber. Ehe die Sonne noch ihren Jahreslauf zurückgelegt hatte, beschenkte die junge Frau den Ritter mit einem herrlichen Knaben. Bald darauf sollte in Frankfurt ein neuer König für Deutschland gewählt werden. Dahin zog auch der Staufenberger mit vielen andern Dienstmännern und Edelleuten, nachdem er von der weinenden Gattin beschworen worden war, ihrer und des geliebten Säuglings nicht zu vergessen. Hier that er sich im Ritterspiel und auf andere Weise so hervor, daß er die Augen des Königs auf sich zog und dieser ihm endlich sogar seine Nichte, die ein wahrer Ausbund von Schönheit war, zur Ehe antragen ließ. Obschon nicht gleichgültig gegen die Reize der schönen Fürstentochter und gegen die Ehre, in so hohe Verwandtschaft zu kommen, war er doch redlich genug zu gestehen, daß er bereits verheirathet sey. Da wünschte der König die Geschichte seiner Verheirathung zu vernehmen und er erzählte sie ihm offenherzig. „Hier," sagte der König kopfschüttelnd, „hat der böse Geist sein Spiel, und Ihr, Ritter, müßt um Eurer Seele willen

den heillosen Bund so schnell als möglich aufzulösen suchen.“ Dasselbe bestätigte der herbeigerufene Hofkaplan und versicherte zugleich, der Zauber werde schwinden, sobald der Ritter von des Priesters segnender Hand eine christliche Gattin empfange. Also wurde der Staufenberger leicht beredt, sich mit der schönen Fürstentochter zu verloben und die Zeit der Trauung festzusetzen. Aber wenige Tage nachher brachte ein Knecht ihm die Botschaft, daß seine Gemahlin und sein Kind plötzlich von der Burg verschwunden seyen, und zwar, wie sich bei weiterem Nachforschen ergab, gerade an dem Tage und in der Stunde, wo er seine neue Verlobung gehalten. Hierdurch fast noch mehr in dem Glauben an höllischen Trug bestärkt, sah er der Hochzeit, die nach seinem Willen in der Ortenau gefeiert werden sollte, mit ziemlich leichtem Herzen entgegen. Der festliche Tag brach an. Als die Gäste fröhlich bei der Tafel saßen und auch der Ritter lustig und guter Dinge war, fiel sein Auge von ungefähr auf die Wand, und siehe da! plötzlich kam ein niedlicher Frauenfuß, weiß wie Elfenbein, zum Vorschein und blieb eine geraume Zeit sichtbar. Da erblaßte der Ritter: denn die Warnung der Wasserjungfrau stand furchtbar vor seiner Seele. „Freunde!“ rief er verstört aus, „ich bin des Todes!“ indem er mit der Hand auf die Erscheinung hindeutete. Da überfiel Alle schauriges Grauen, die Musik verstummte und nach wenigen Augenblicken brach sein Herz, das die versprochene Liebe und Treue nicht zu bewahren gewußt hatte.

Des Glöckleins Mahnung zu Königsbronn.

Wer zieht das Glöcklein vor dem Fenſter?
Das Glöcklein ſchallt mit voller Macht;
Wer weilt zur Stunde der Geſpenſter
In tiefer ſtiller Mitternacht
Noch unten an des Pfarrhofs Schwelle?
Doch ringsum iſt es öd und ſtill,
Vielleicht ein neckender Geſelle,
Der nur die Schläfer ſtören will?

Und wieder mit verſtärktem Klange
Ertönt das Glöcklein — und der Ruh
Enteilt der Pfarrherr flink und bange
Und rennt aufs neu dem Fenſter zu;
Doch ſchweigend wie die Todtenhalle,
Ruht unter ihm des Hofes Plan
Wie vorhin: Nur der Hahn im Stalle
Kräht, ſchon erwacht, den Morgen an.

Und wie er nun am andern Tage
Das Räthſel ſich zu löſen ſaß,
Erſcheint der Küſter mit der Frage:
„Ob er den heil'gen Veit vergaß?“
Sonſt, ſprach er, theilten Eure Hände
Am heil'gen Veit in Gottes Haus
Dem armen Volk die fromme Spende
Der Gräfin Anna ſelig aus.

Wo aus des hohen Felſen Halle
Der Brenz kryſtall'ner Quell entſpringt,
Des Eiſens ſtörrige Metalle
Der Ofen Glut zu ſchmelzen zwingt,
Dort lebte längſt ſchon Gräfin Anne
Vom alten Stamm der Helfenſtein,
In ihres Schloſſes ſtillem Banne
Nur ſich und ihrem Gott allein.

Sie trug im Leben mild Erbarmen
Mit Andrer Mißgeſchick und Noth,
Und hinterließ zum Troſt der Armen
Ein reich Geſtift noch nach dem Tod:
An Vitus ſoll das Volk die Gabe
Aus ſeines Pfarrherrn Hand empfahn,
Verſäumt er dieſen Tag, — dem Grabe
Entſteig' ich ſelbſt und mahn' ihn an.

Nun war der Pfarrherr ſtraks im Reinen
Und durch des Küſters Frag' ihm klar,
Daß es der ſel'gen Frau Erſcheinen
Und die gedrohte Mahnung war,
Er ſchiebt es länger nicht auf morgen,
Eilt ungeſäumt in Gottes Haus,
Sein Amt getreuer zu beſorgen,
Und theilt dem Volk die Spenden aus.

Und was ſie ſterbend noch geſprochen
Hielt ſie auch treu noch manches Jahr,
Ward frevelnd ihr Geſetz gebrochen,
Erklang das Glöcklein wunderbar;

Manch alter Pfarrherr kann's bezeugen,
Der aus dem Schlummer aufgestört,
In stiller Mitternächte Schweigen
Des Glöckleins lauten Klang gehört.

Die geizigen Brüder.

Die letzten Besitzer der Burg Windeck in Baden waren ein paar Brüder, die sich durch nichts, als durch ihren Geiz auszeichneten. Dieser bestimmte sie, sich nicht zu verheirathen. Sie machten weder Besuche, noch nahmen sie solche auf ihrer Burg an. Die einzige Gesellschaft, die sie hatten, war eine Blaumeise und die bekam jeden Tag eine Nuß. Nach einiger Zeit aber berechneten sie, daß, wenn das Vöglein täglich seine Nuß haben müsse, dieß in Einem Jahre doch immer 365 Nüsse koste, die man besser in Geld verwandeln könne, und ließen es flugs zum Fenster hinausfliegen.

Kloster Maulbronn.

Sieh, Wandrer! hier am Thurm in Stein
Abkonterfeit ein Eselein,
Es soll die Nachwelt noch belehren,
Was hier geschah zu Gottes Ehren!

Der Väter Andacht hat vertraut
Dem frommen Thier und hier erbaut
Ein Kloſter, und aus treuen Händen
Es wohl begabt mit reichen Spenden.

Zwar ſeiner Zierde längſt beraubt,
Ragt doch noch ſtolz ſein graues Haupt
Aus tiefem Grund mit ſeinen Thürmen
Und ſeiner Mauern feſten Schirmen.

Zum frommen Biſchof Günther trat
Der Mönche Botſchaft einſt und bat,
Der hartbedrängten Zeiten wegen,
Um ſeinen Schutz und ſeinen Segen.

Herr! ſprachen ſie, der edle Greis
Von Lonersheim hat Gott zum Preis
Ein Haus, zum Heil auch frommer Seelen,
Uns zwar erbaut in ſeinen Pfählen.

Doch ach! auf eitel Sumpf erbaut,
Iſt es von Wäldern rings umgraut,
In welchen ſchlimme Vögel niſten,
Die nur auf Mord und Raub ſich rüſten.

Frei brechen ſie mit kühnem Muth
In's Klöſterlein; das heil'ge Gut
Iſt ſelber in des Tempels Hallen
Geſichert kaum vor ihren Krallen.

Sie ſchirmt des Dickichts düſtre Nacht,
Und ſchwach, o Herr! iſt unſre Macht,

Drum flehen wir: Verleiht uns Armen
Ein mild'res Plätzlein aus Erbarmen!

Und tief gerührt von ihrer Noth
Thät Günther, was sein Herz gebot,
Er sprach: Von meinen Gütern allen
Wählt Euch ein Plätzlein nach Gefallen!

Erfreut verließ der Mönche Chor
Den Bischof; — nun, sprach der Prior,
Soll uns der Himmel selbst verkünden,
Wo wir das Kloster mögen gründen.

Oft wird durch schlechter Thiere Mund
Den Menschen Gottes Wille kund,
Wie schon vor vielen hundert Jahren
Dort der Prophet an sich erfahren.

Und drum, ihr Brüder! wählen wir
Zum Führer ein prophet'sches Thier,
Den Esel, uns, den grauen Rücken
Soll ihm der heil'ge Chrysam schmücken!

Nach dieser heil'gen Weih' Empfang
Zieh er hinaus, wohin der Drang
Des innern Lichtes ihn wird mahnen,
Wir folgen ihm mit Kreuz und Fahnen.

Und wo er nach des Weges Last
Sich niederlegt zu süßer Rast,
Da will der Herr durch ihn verkünden,
Daß wir das neue Kloster gründen.

Und freudig trat die Kleriſei
Des Priors weiſem Ausſpruch bei,
Bald ſah man aus den vor'gen Hallen
Die Eſels-Ambaſſade wallen.

Doch langſam ſchritt nach freier Wahl
Das träge Thier durch Wald und Thal,
Und ſchlecht bekam den Herrn das Faſten,
Der Führer wollte nirgends raſten.

Ach! ſeufzten ſie: Wie freundlich blickt
Die Rebenflur, ſo reich geſchmückt,
Mit gold'ner Frucht zu uns von drüben,
Möcht' es dem Eſel dort belieben!

Und kaum, daß ſie die Götterkoſt
Geſchmeckt, der Trauben ſüßen Moſt,
Werth, mit Elfingerwein ihn zu lecken,
Begann der Eſel ſich zu ſtrecken.

Ein lärmend gratias erſcholl;
An einem Born, der kühlend quoll,
Warf er, die Glieder zu erquicken,
In's Grüne ſich von freien Stücken.

Und plötzlich beugt ein jedes Knie
Sich um ihn her voll Sympathie;
Es ward von den entzückten Zungen
Sein Lob geſtammelt und geſungen.

Und hier, wo er Sieſte hielt,
Und ſich am Brunnen hat gekühlt,

Im ſtillen Thal voll goldner Reben
Sah man das Kloſter ſich erheben.

Und zu des Eſels ew'gem Ruhm
Ward drauf das neue Heiligthum
Maulbronn genannt; — das Bild des Grauen
Iſt, wie gemeldt, am Thurm zu ſchauen.

Wie baß im neuen Canaan
Die frommen Väter ſich gethan,
Bis Herzog Ulrich ſie vertrieben,
Steht in der Chronika geſchrieben.

Magenau.

Der Ritter Rodenſtein.

In den ſtürmiſchen Fehdezeiten des Mittelalters hauste auf der Burg Rodenſtein im Odenwald ein Ritter, tapfer und ſchön von Geſtalt, aber fürchterlich all ſeinen Nachbarn, denn nur Jagd und Fehde waren ſeine höchſte Luſt, und noch hatte ſein Herz nicht Frauenliebe empfunden.

Als einſt der Pfalzgraf bei Rhein ein Turnier zu Heidelberg ausgeſchrieben und dazu alle Ritter der benachbarten Gaue eingeladen hatte, erſchien auch der ſtattliche Rodenſtein auf der Burg zu Heidelberg. Aller Augen waren auf die ſchöne jugendliche Rittergeſtalt gerichtet. Tapfer, wie überall, hob er alle Gegner aus dem Sattel und erhielt von der Königin des Feſtes, der ſchönen und edlen Marie von Hochberg, den Ritterdank.

Doch Rodenſtein ſah nur die ſchöne Geberin: ſein Herz war zum erſtenmal von Liebe beſiegt. Es war nicht des raſchen Ritters Sache, die Schmerzen der Liebe lange in ſeinem Buſen zu verbergen. Bald fand er Gelegenheit, der holden Marie ſie zu klagen, und der ſchöne und tapfere Ritter fand Gnade vor ihren Augen. Sie wurde ſein Weib, und fröhlich führte er ſie auf ſeine Burg Rodenſtein. Alles freute ſich, den eiſernen Ritter in der Liebe Feſſeln zu ſehen. Die erſten Flitterwochen ihrer Ehe verlebten ſie in ungetrübter Seligkeit; die ſanfte Marie milderte bald das Wilde und Rauhe in des Ritters Leben, und ſchon ſchien er in ihren Armen Jagd und Fehden vergeſſen zu haben. — Doch bald erwachte wieder die Leidenſchaft der Jagd und damit die zu Kampf und Fehde, und nur zu ſchnell zeigte ſich auch hierzu Veranlaſſung. Denn beleidigt von einem Nachbar, rüſtete er ſich, blutige Rache zu nehmen.

Bitten, Thränen, Flehen der ſanften Marie waren umſonſt. Zürnend gebot ihr Ritter Rodenſtein zu ſchweigen, wo es des Mannes Ehre gälte. Schon ſtand er kampfgerüſtet an des Schloſſes Thoren, da warf ſich Marie, überwältigt von Schmerz, zu ſeinen Füßen und bat ihn unter tauſend Thränen, nicht zu ziehen — eine Ahnung ſagte ihr, er werde nicht zurückkehren. Doch wüthend ſchleuderte er das zarte Weib von ſich, daß ſie ohnmächtig niederſank, und beſtieg ſein Streitroß. Die gemißhandelte Gattin gebar einen todten Knaben, und auch ihr Herz brach im Tode.

Indeß erlauerte Ritter Rodenſtein, im Dickicht unfern

der Burg Schnellert, seinen Feind. Schlaflos lag er auf dem Moose, als der Schlag der Geisterstunde aus der nahen Burg herüber töute. Da plötzlich gewahrte er von Rodenstein her durch des Waldes Dunkel eine bleiche Gestalt mit einem Kindlein in dem Arme ihm entgegenschweben. Das Haar sträubte sich auf dem Haupte des sonst so furchtlosen Ritters, denn er erkannte in der Gestalt seine Marie, mit einem Kindlein auf dem Arme. Auf einmal stand sie vor ihm mit geisterbleichen, aber ihm wohlbekannten Zügen, die einst sein Herz der Macht der Liebe geöffnet hatten. Langsam erhob sie die Rechte, gen Himmel deutend, und begann mit dumpfer klagender Stimme:

Für Liebe hast du mir mit Wuth begegnet,
Der Gattin Treue hast du roh verschmäht,
Nicht achtend, daß der Himmel mich gesegnet;
Und dann das Weib zur Heiligen erhöht;
Gewürgt hast du die Mutter mit dem Kinde,
Da dir das Glück der Vaterfreuden blüht;
Jetzt straft der große Richter deine Sünde,
Daß nach dem Tod dich noch die Ruhe flieht.
Von Burg zu Burg soll, ohne Rast zu finden,
Dein Geist dem Volke Krieg und Unheil künden.

So sprach sie und verschwand. Bald darauf ging das Schicksal des harten Ritters in Erfüllung: Er fiel im Gefechte mit dem längst erwarteten Feinde. Halb todt trugen ihn seine Knappen hinüber zu dem Burgvogt

auf Schnellert, wo er nach wenigen Stunden verschied.

Zwar wurde er in geweihte Erde begraben — doch ging die Weissagung an ihm in Erfüllung. Er fand im Grabe keine Ruhe. Sein irrender Geist ist verdammt, Krieg und Fehde zu verkünden, bis auf den heutigen Tag. Ist die Zeit kriegsschwanger, so wittert er Blut — er verläßt ein halbes Jahr vor dem Ausbruche sein Grab in der Burg Schnellert und zieht mit einem zahlreichen Troß, unter gräßlichem Kriegsgetümmel, unter Lärmen und Geschrei, wie von Menschen und Pferden, Trommeln und Pfeifen, Hörnerschall und Peitschenknall, Wagengepraſſel, in furchtbar grausigem Charivari, das die ganze Gegend erfüllt und den zitternden Landmann nach Hause jagt, durch die Wälder und Thäler hinan auf die Burg Rodenstein, um seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Auf Rodenstein haust er nun, bis die Gebete der Menschen um Frieden erhört werden — dann begibt er sich, abermals sechs Monden vor geschlossenem Frieden, unter dem nemlichen Teufelsspuck, auf die Burg Schnellert zurück; dort treibt er keinen weitern Unfug und wird auch keinem Auge sichtbar.

In Oberkriesbach zeigt man eine Scheuer, durch welche der wilde Jäger seinen Weg nimmt, wenn er hinüber nach Rodenstein zieht.

Der Klopferle zu Sachsenheim.

Zu Sachsenheim im alten Schlosse
Wohnt' einst ein Geist vor alter Zeit,
Bekannt durch manche lust'ge Posse
Im Schwabenlande weit und breit.

Weil er des Nachts mit derbem Schlage
An Fässern pochte, ward der Fant
Vom Volk gewöhnlich, laut der Sage,
Der Meister Klopferle genannt.

Doch war er nicht nach Geister Sitte
Ein Murrkopf, diente jedem gern,
Ja, es bedurft' oft keiner Bitte,
Vernahm er nur den Wunsch von fern.

Wiewohl ihn nie ein Aug' erschaute,
So zeigte sich's doch sonnenklar,
Daß Köchin Suse die Vertraute
Des unsichtbaren Fremdlings war.

Denn wenn er in des Kellers Zwinger
Manchmal zu ungestüm verfuhr,
Bedurft' von ihrem Zeigefinger
Es eines ernsten Winkes nur.

Und wie ein Lämmchen kroch der Scheue
Zum Kreuz, so wild er auch begann,
Und blies, zum Zeichen seiner Reue,
Mit mildem Zephyrshauch sie an.

Er war bereit zu ihrem Dienſte,
Fehlt' es an Holz im Küchenſchrein,
So ſchob von ſelbſt, durch ſeine Künſte,
Ein Bündel ſchwebend ſich herein.

Des Morgens früh, wenn ſie erwachte,
War längſt für ſie des Dienſtes Frohn
Von ihm erfüllt, hochlodernd krachte
Das Feu'r in allen Oefen ſchon.

Gebrach es ihr zu einem Feſte
An Wein, an Wildpret ꝛc., — ohne Geld
Ward ſtraks der Küchenſchrank auf's beſte
Mit Spenden aller Art beſtellt.

Die alte Herrſchaft ſelbſt erkannte
Des dienſtluſtigen Geiſtes Müh'
Und der Verdienſte Werth, und ſandte
Ihm manchen gnäd'gen Gruß durch ſie.

Oft kam ein Haufen luſt'ger Gäſte,
Und oft ein unwillkomm'ner Brief,
Der Herrn und Frau zum Hochzeitfeſte
Auf's Schloß des fernen Freundes rief.

Bald ſollt' der Herr mit ſeinen Knappen
Auf ein Turnier von hinnen zieh'n,
Des tapfern Sachſenheimers Wappen
Mußt' friſcher Lorbeer ſtets umblüh'n.

Da pflog es dann um ſeine Kaſſe
Gar oft bedenklich auszuſeh'n,
Frau Suſe mußte vor dem Faſſe
Sodann den Geiſt um Hülfe fleh'n.

In solchem Fall thät er das Beste,
Er lieferte, nicht ungalant,
Der gnäd'gen Frau zum nahen Feste
Die feinsten Spitzen aus Brabant.

Sie fand sie Morgens in dem Schranke;
Den gnäd'gen Herrn begrüßt' im Stall
Mit Zaum und Sattel an der Planke
Ein Hengst, stolz wie der Bucephal.

Und nebenher fand er im Schreine
Ein Röllchen von Dukaten schwer
Und Flaschen vom Extract der Weine,
Wo lebte je ein Geist, wie der?

Dafür war er denn auch im Hause,
— Und solcher Achtung war er werth, —
Von Herrn und Frau bei jedem Schmause
Mit Leckerbissen reich beehrt.

Frau Suse stellte sie im Keller
Ihm am gewohnten Plätzchen auf,
Geleert fand Abends sie den Teller,
Zum Lohn ein gold'nes Füchschen drauf.

So freundlich war es manches Jährchen
Im Sachsenheimer Schloß bestellt;
Doch endlich schied das alte Pärchen
Von Herrschaft selig aus der Welt.

Der junge Herr, ein luft'ger Prasser,
War nicht des alten Geistes Freund,
Und lang zu bitten war, den Spasser,
Als Herr vom Schloß er nicht gemeint.

In fröhlicher Geſellen Mitte
Saß er einſt bei der Flaſche Wein,
Man ſcherzt' und ſoff nach Ritter Sitte
Bis in die ſpäte Nacht hinein.

Bald gab beim Glas ein Wort das andre,
„Zeigt mir der Gnome nicht den Ort,
Wo er den Schatz verwahrt, ſo wandre
Er ſtraks aus meinen Mauern fort!"

So ſprach der Herr; und mit dem Gruße
Stieg in des Kellers dunkles Grab
Laut weinend drauf die alte Suſe
Auf des Gebieters Wort hinab.

„Weh ihm!!!" verſetzt' im tiefſten Baſſe,
Empor geſtört aus ſeiner Ruh,
Der Klopfer hinter einem Faſſe, —
„Ach, treue Suſe! warn' ihn du!"

„Wenn ich, weh ihm! zum drittenmale
Ausſprechen muß, macht er mich toll,
So iſt für ihn und Euch die Schaale
Des jammervollſten Unglücks voll!"

Vergebens bat die fromme Suſe
Den Ritter und den Kreis um ihn;
Man zwang ſie, mit dem alten Gruße
Zum zweitenmal hinabzuziehn.

„Weh ihm!" begann mit banger Stimme
Der Geiſt, „zerſtört er meine Ruh',
Erwacht in nie erhörtem Grimme
Die Rache, geh' und warn' ihn du!!!"

Zum drittenmal ſtieg drauf ein Pfaffe
Auf des ergrimmten Herrn Befehl
Hinab, bewehrt mit heil'ger Waffe,
Mit Weihrauch, Crucifix und Oel.

Die Ritter harrten in dem Saale
Indeß, die Schwerter in der Hand,
„Weh ihm!“ erſcholl's zum drittenmale,
Und krachend ſtand das Schloß im Brand.

In Stücke ſprang die Flügelpforte
Des Saales, und ein Ungeheu'r
Erſchien, treu dem gegeb'nen Worte,
Mehr Thier als Menſch in blut'gem Feu'r.

Es hielt ein Eichenblatt im Munde,
Mit dreier Eicheln friſcher Frucht,
Die Ritter fraß die Glut zur Stunde,
Verſperrt war jeder Weg zur Flucht.

Die Landſchaden von Steinach.

In den furchtbaren Fehdezeiten des Mittelalters lebte einſt ein Bligger von Steinach. Landſchade war ſein Name — eine große Schändung ritterlicher Ehre. — Er wohnte in einer ſchon altergrauen, faſt unzugänglichen Burg zu Steinach, genannt das Schwalbenneſt — ſo ging die Kunde jener Tage — ein Ritter, wild wie die Gegend, die er bewohnte, mit einem Herzen von Stein, wie der Felſen, worauf er geniſtet, zum Schaden

des Landes geboren, lebend und nährend ſich vom Raube, Blute und Mord. — Es iſt der Landſchade! wiederholte das Echo der nahen und fernen Gebirge. Bligger, der Landſchade, iſt der Schrecken der ganzen Gegend; Bligger ſtört überall, wohin er kommt, Friede und Recht. Bligger wirft wehrloſe Reiſende nieder, plündert, mißhandelt; unwürdig iſt er des Namens und der Würde eines Ritters. — So ſpricht die allgemeine Stimme, ſo geht die Klage zum Kaiſer.

Unwillig über ſolchen Landfriedensbruch und Verletzung der kaiſerlichen Geſetze, fordert Rudolph von Habsburg den Verbrecher vor Gericht, doch Bligger achtet nicht des kaiſerlichen Gebots; er bleibt ruhig in ſeinem Felſenneſte, wohl wiſſend, daß ihn hier auf dieſer unwirthbaren Höhe und in ſeiner unzugänglichen Burg Niemand fangen wird. Da ſprach der Kaiſer über den Ungehorſamen die Acht und Aberacht aus. Furchtbar verfolgte Bliggern dieſer Spruch des Kaiſers auf allen Wegen und aller Orte. Vogelfrei erklärt, konnte er ſich am Ende nicht mehr aus ſeiner Burg wagen.

Aber ſolch ein Leben war nicht nach Bliggers Geſchmack. Auf Reiſende zu lauern, mit Blitzesſchnelle über den Felſen hinab zu eilen, Wehrloſe niederzuwerfen und ihnen ihre Habe nehmen; in dunkler Nacht, wenn der Wind durch die hohen Eichen rauſchte und das Gekrächze der Raubvögel durch die Fenſter erſcholl, auf den Raub auszureiten — das war Bliggers Leben, aber Ruhe ſein Tod. Drum begann ſeine Kraft zu verſiegen, ſeine

Gestalt zu welken, und eines Morgens fand man ihn entseelt im Burghof liegen.

Er ward begraben in unheiliger Erde, für den Geächteten die sichere und letzte Strafe; doch für die geächteten Kinder noch nicht. Auch drückte noch die Strafe der Acht; schmerzlich und schrecklich für eine unschuldige Wittwe und verlassene Waisen!

Um die Sünden des Vaters zu büßen und sich und seine Familie mit Kaiser und Reich zu versöhnen, nahm Ulrich Landschade von Steinach, Bliggers ältester Sohn, das Kreuz, gegen die Saracenen zu ziehen; vollkommenen Ablaß ertheilte von jeher die Kirche denen, die mit dem Kreuze sich bezeichneten. Was konnte für Ulrich erwünschter seyn? — Eilfertig rüstet er sich zum Zuge und wirbt der Reisigen Knechte und Reiter viele, die ihn gern als ihren Anführer erkannten.

Ulrich verrichtete tapfere Thaten mit seiner wackern Schaar, namentlich bei der Belagerung und Eroberung von Smyrna; aber noch mehr im Feldzuge, wo er einen dreimal stärkeren Haufen der Saracenen gänzlich vernichtete. Hierauf vollführte Ulrich eine That, die zwar dem Christenheer von großem Nutzen war und ihm zu seiner Zeit hohen Ruhm erwarb, welche wir aber nicht loben können, da sie einem Meuchelmorde nicht unähnlich ist. Er verkleidete sich nemlich in einen Türken, begab sich an den Hof des Sultans, suchte sein Vertrauen zu gewinnen, was ihm gelang. Als der Sultan nun einmal diesem Vertrauen zu Folge allein mit dem Ritter

luſtwandelte, zog dieſer unverſehens ſein Schwert und hieb ihm den Kopf ab.

Eilends entfloh Ulrich mit ſeiner Beute zu ſeinem Heere, das ihn mit lautem Jubel empfing. Als ſie heimzogen, ging Ulrichen der Ruf ſeiner That voraus und drang ſelbſt zu des Kaiſers Ohren, welcher ihn nicht allein gänzlicher Verzeihung alles Geſchehenen und ſeiner beſondern Gnade und Achtung verſicherte, ſondern ihm auch feierlich ſeine Ritterwürde beſtätigte und ihm geſtattete, den Kopf des Sultans als Helmzierde im Wappen zu führen.

So kam Ulrich froh und beglückt auf ſeine väterliche Burg zurück und lebte fortan in ſtiller Eingezogenheit mit Weib und Kind. — Sein Grabmal iſt in der Kirche zu Neckarſteinach zu ſehen. Dort ruht er, eine ſchöne Heldengeſtalt, mit vor ſich geſenktem Schwerte. Zu ſeiner Rechten ſteht die Harfe und zu ſeiner Linken das Haupt des Sultans.

Der Rechberger Klopferle.

Dieſer ließ ſich beim Tode eines jeden aus der Rechbergiſchen Familie durch Klopfen hören; er fing ſchon zu klopfen an, ſo wie für die Kranken keine Rettung mehr war, und fuhr fort, bis der Kranke ſtarb. Nicht nur in der Stammburg allein, ſondern in allen Häuſern der Familie ließ er ſich hören.

Der Urſprung dieſes Klopferle ſey folgender: Ulrich

von Rechberg, der Fideicommis-Stifter, hatte einen großen Hund, welcher so abgerichtet war, daß er in seiner Abwesenheit durch ihn Briefe in einer am Halse hangenden Tasche seiner Frau auf die Burg sandte. So war dieser Hund im Reithause zu Weißenstein abgebildet.

Im Jahr 1496 war Ulrich verreist und sandte längere Zeit seiner Frau, Anna von Venningen, keine Briefe, die darüber sehr in Aengsten war.

Sie betete alle Tage in der Burgkapelle. Eines Tages klopfte Jemand an der Kapellthüre und störte sie dadurch in ihrer Andacht; weil aber das Klopfen fortdauerte und die Gräfin meinte, es klopfe einer ihrer Domestiken, stand sie hastig vom Betstuhl auf und sagte: „Ich wollte, daß du immer fortklopfen müßtest!“ Sie ging der Thüre zu, um nach dem Thäter zu sehen und ihn auszuschelten, — da stand der Hund vor ihr, aber ohne Brief, und schmeichelte ihr mit trauriger Miene. Bald darauf kam auch die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Von dieser Stunde an soll es immer in der Burg klopfen, sobald ein Rechberg stirbt.

Diese Begebenheit erzählen zweihundertjährige Familienschriften und die Beamten, die auf dem Schlosse wohnten.

Graf Ulrich von Rechberg, im schwäbischen Land
Berühmt zu denselbigen Zeiten,
Als tapferer Kämpe von jedem erkannt;
Begabet mit Land und mit Leuten.

Der reiste gar öfters zu Jagd und Turnier
So wie auch zu ernsthaften Schlägen.
Man schätzte Herrn Ulrich im ganzen Revier
Als einen der tapfersten Degen.

Mit Anna von Venningen, lieblich und hold,
War er auch schon längstens vermählet.
Mehr war ihm die Gattin, als Schätze und Gold,
Die er sich aus Liebe gewählet.

Und schied er von ihr, da sagte sie gleich:
„O schreibe mir bald, du mein Treuer!
„Ein Brieflein von dir! ach, das macht mich so reich,
„Du bist meinem Herzen so theuer!“

„Ja Holde!“ erwiederte Ulrich drauf,
„Gleich werde — und fleißig ich schreiben.
„Mein Bote — du weißt es — ist schnell in dem Lauf,
„Wird nirgends auch rasten und bleiben.“

Es meinte der Graf hier den freundlichen Hund,
Den er zum Gesandten genommen,
Und den er gelehrt hat, zu jeglicher Stund
Mit Brief auf den Rechberg zu kommen.

Ein Täschchen von Leder am Halse ihm hieng,
Darein steckt der Graf seine Briefe;
Mit diesen der Hund, den wohl keiner je fieng,
Der Gattin auf Rechberg zuliefe.

Nun einmal war Ulrich entfernet gar lang,
Es wollt' auch der Hund nicht erſcheinen;
Da wurd' es der Gräfin ſo angſt und ſo bang,
Vor Schmerz fieng ſie laut an zu weinen.

Sie ging oft voll Kummer in ihre Kapell',
Um für ihren Gatten zu beten.
Dort kniete ſie nieder an heiliger Stell',
Bat Gott, ſie vom Jammer zu retten.

Als einſt ſie ſo betete, klopfte es laut,
Die betende Gräfin zu ſtören;
Doch war ſie zu tief mit der Andacht vertraut,
Um jenes Geklopfe zu hören.

Da klopfte es ſtärker und endlich da hört
Die Gräfin — ſie ſtund etwas böſe
Auf von ihrem Betſtuhl, zur Thüre gekehrt,
Behorchte ſie jenes Getöſe.

Sie glaubte, ein Diener hätt' dieſes gethan,
Wollt öffnen die Thür', um zu zanken:
Ei klopfteſt du immer und ewig fortan!
So ſprach ſie zu ſich in Gedanken.

Und als ſie die Thüre geöffnet hat ſchnell,
Da war es der Hund — doch er hatte
Kein Schreiben! Es fuhr ihr ein Schwert durch die Seel',
Laut ſchrie ſie: „Ach todt iſt mein Gatte!“

Der Hund ſelbſt war leidig, und ſchmeichelte ihr
Mit einer gar traurigen Miene.
Zwei Tag nach der Ankunft des Hundes dahier
Auf Rechberg ein Bote erſchiene.

Der brachte die Nachricht: Graf Ulrich ſey todt;
Es hört dies die Gräfin voll Schauer.
Sie betete brünſtig zum heiligen Gott,
Und weinte voll Schmerz und voll Trauer.

So oft nun ein Rechberg dem Tode ſich naht,
Und nicht mehr gerettet kann werden,
So hört er ein Klopfen, ſey's früh oder ſpat,
Er wohne wo immer auf Erden.

Denn weil, als es klopfte, Frau Anna die Wort':
(„Daß ewig du klopfteſt zur Stunde!")
Geſprochen, ſo klopfet es ewig auch fort;
Die Sag' geht von Munde zu Munde.

Hohen-Gerhauſens Belagerung.

Kaiſer Rudolph ließ 1281 auf einem Reichstag zu Regensburg es ſein erſtes Geſchäft ſeyn, von den Biſchöfen, Grafen, Herren und Edelleuten, auch Städten auf fünf Jahre lang einen neuen Landfrieden beſchwören zu laſſen. In der deßhalb gemachten Verordnung wurde genau beſtimmt, daß Niemand eine Burg haben ſolle, es

geſchehe dann ohne des Landes Schaden. Allein dieſe alte Plage Deutſchlands dauerte deſſen ungeachtet fort. Rudolph war ſehr darauf bedacht, Raubburgen theils durch ſeine Landvögte zerſtören zu laſſen, theils ſelbſt zu belagern und zu zerſtören. Gegen dreißig landfriedensbrüchige Edelleute ließ dieſer muthige Kaiſer zu gleicher Zeit auf das empfindlichſte in Würtemberg beſtrafen, auch den furchtloſen Grafen Eberhard den Erlauchten ließ er ſeine Macht fühlen, indem er ihm ſelbſt ſeine Burg in Stuttgart u. ſ. w. zerbrach, ungeachtet ſeines Wahlſpruchs: Gottes Freund und aller Menſchen Feind! Aber Eberhard kehrte ſich nicht daran, wie ſeine Bundesgenoſſen, welche überall, wo ſie ſich hinwendeten, Schrecken und Furcht verbreiteten. Schon lange war auch das Felſenneſt Konrads von Hohengerhauſen (Sohn des oben erwähnten Juſts, wo dieſer hauste) ein Augenmerk Kaiſer Rudolphs geworden. Deutſche Grafen und Edelleute, die dem Heerzuge folgten, waren mit entſchloſſen, den Beſitzer und Störer des Landfriedens zu züchtigen. Die Feſte war der Zerſtörung geweiht, ſo lange man aber Ritter Konrad nicht hatte war mit allen in dieſer Umgegend befindlichen Raubſchlöſſern nichts gewonnen, denn Ritter Konrad war wegen ſeines Raubſinnes und Tapferkeit der Schrecken ſeiner Gegend. Der Graf von Helfenſtein, der wahre Eigner der Burg, welche ſeinem Vater nur zu Lehen gegeben war, war ſelbſt auch bei des Kaiſers Heer. Ihm war mehr als jedem andern an Beſiegung der entweihten Mauern gelegen, ſollten ſie auch in Aſche und Trümmer verwandelt in ſeine Hände

kommen. Schmerzhaft würde dieſes allerdings für Helfenſtein geweſen ſeyn; aber ſchmerzhafter noch war das in ihm zurückgebliebene Gefühl, daß er vormals mit ſeiner lieben Burg ein Gut verlor, das ihm noch lieber war, als alle in dieſer Umgegend innehabenden Beſitzungen.

Was aber den Kummer Helfenſteins vergrößerte, geſchah durch ein gemeinſchaftliches Uebereinkommen und Geſinnung zweier Verliebten. Der Ritter von Hohengerhauſen nemlich hatte ſchon vor kurzer Zeit bei dem Vater um ſeine Tochter geworben, aber unerbittlich war der Alte gegen dieſe Werbung, welcher ſchwur, ſeine Tochter eher der Kirche zu weihen, als je ſeine Einwilligung zu dieſer Heirath zu geben. Konrad ſann daher auf Liſt, denn was kann Liebe nicht ausſtudiren, wenn ſolche durch Härte der Eltern zur Rache geſteigert wird. Trotz der engen Verwahrung und Bewachung der Tochter auf des Vaters befeſtigtem Adlerneſt Blauenſtein, welches der Stadt Blaubeuren gegenüberſtand, fanden doch die Verliebten Gelegenheit, ihre ſtandhafte Liebe einander zu hinterbringen, und es wurde ausgemacht, in die harte Aufgabe des Vaters zu willigen, und den Schleier zu wählen. Die holde Euphemie hinterbrachte dieſe dem Vater ſchon längſt erwartete Geſinnung mit Freuden. Der Vater ließ ſeiner Tochter die Wahl, ſich unter den vielen Gotteshäuſern eines zu ihrem künftigen Aufenthalt zu wählen, wozu ſie ihre Neigung hege. Sie ſchlug das in der Nähe befindliche alte Kloſter, „Söflingen Sct. Klara Ordens“ vor; der Vater gab willig

ſein Jawort, und zwar um ſo lieber, als jenes Kloſter ſo gut, als eine Veſte zu betrachten ſeye, weil es Klauſur habe, und nach jener Zeitregel nicht eine Mannsperſon ſeine Schwellen betreten dürfe. Sorgenlos verließ der Alte ſeine Burg und die dem Herrn geweihte Tochter, welche er unter genugſamer Gewahrſame ihrer Wächter glaubte. Einige Zeit nachher begab ſich der Graf auf ſeine väterliche Burg Helfenſtein, vielleicht um allda die Nachricht zu hinterbringen, zu welchem Entſchluß er ſeine Tochter bewogen habe, das Kloſterleben zu wählen. Von der Abreiſe ihres Vaters unterrichtete ſchnell Euphemie ihren Liebhaber auf der Burg Hohengerhauſen und ſchnell mußte die Aufgabe gelöst werden, ehe der Vater auf Blauenſtein zurückkehrte. Welche Aufgaben löſen treue Schönen nicht! Euphemie ließ durch einen treuen Ritter und Freund von ihrem Gerhauſen, von Arnegg, in der Nähe hinterbringen, daß es in ihrer Wahl ſtehe, ihre Abreiſe nach Söflingen anzutreten, wenn es ihr gefiele, und ſie beſtimme den zweiten Tag nach Oſtern, Morgens ſechs Uhr ihr Schloß zu verlaſſen. Sie habe einen treuen Knappen beauftragt, in dem Augenblick, in welchem ſie das Schloß verlaſſe, ein Feuerzeichen in die Luft zu machen, welches ihren Abzug von der Burg anzeige, und ihn, ihren Geliebten, beſtimmen ſolle, ſie ohne weitere Umſtände auf ſeine Burg zu bringen. Konrad traf dieſer unmittelbaren Verabredung gemäß mit ſeiner tapfern Schaar in jenem bekannt gemachten Augenblick ein, und trotz der Gegenwehr, brachte man Euphemie auf ein geübtes Pferd und jagte mit dieſem

Kleinod auf die gut bewehrte Burg. Sobald der Alte von dieſem Wageſtück hörte, eilte er ſogleich nach Ulm, wo gerade Rudolph die Oſterferien hielt, erzählte die Frevelthat des Ritters von Hohengerhauſen und bat demüthig, das Raubneſt zu zerſtören, und Konrad, wie andern ſchon wiederfuhr, aufhängen zu laſſen.

Schnell begann der Heereszug vor Hohengerhauſen, und ſiegreich wurde, weil gütliche Unterhandlung des Vaters mit Konrad fruchtlos blieb, die förmliche Belagerung begonnen. Denn der Zorn des Kaiſers wurde entflammt, und der Grimm des in ſeiner Ehre tiefgekränkten Vaters, ſowie die Wuth aller anweſenden Ritter angefacht, alſo, daß alle gelobten, zur Eroberung der Burg und Befreiung der ſchönen Geraubten allen ihren Kräften aufzubieten. Mehrere bekannte Ritter aus Schwaben, die ſchon ſeit geraumer Zeit an allen ritterlichen Unternehmungen Theil nahmen, die unter Rudolphs Fahnen tapfer kämpften und an der Spitze ſeines ſieggewohnten Heeres geſtritten hatten, traten auch heute hervor und ſchwuren dem Grafen Helfenſtein zur Wiederbeibringung des Doppelt-Verlornen behülflich zu ſeyn, wogegen er ſeinen ritterlichen thätigen Dank gelobte. Sehet ihr Freunde, die ſtolze Burg, ſagte der Graf, an dem Tage, da der Hauptſturm beginnen ſollte, ſehet dieſe Felſen-Mauern, die ehernen Thürme! ſie wurden von meinen Vätern für die Ewigkeit erbaut; aber ſchonet ihrer nicht! Die Bosheit, welche bisher darinnen hauste, hatte ihre Reinigkeit befleckt, ſie mögen in Rauch und Flammen aufgehen. Aber dort, jenes Gebäude

gegen die Stadt ſchonet, dort vertheidigt er ſeinen Raub; gerade gegen dem eiſernen Thurm über iſt alles zur Gegenwehr bereit. Dort ſchleuderten ſie ſteinerne Kugeln auf die Stürmenden und Niemand wagt es mehr, dort anzugreifen. Der zweite Angriff begann, der Sieg hing in zweifelhafter Wage; der tapfere Konrad von Hohengerhauſen wußte mit ſeinen Mannen die Veſte gut zu vertheidigen. Alle Zwinger innerhalb der Veſte waren noch in Konrads Händen, und Heere gewaffneter Ritter drangen ſchaarenweis aus der Veſte heraus, die durch ihre Anzahl alle Hoffnung des Sieges und der Eroberung zu vereiteln drohten und jede Minute bereit waren, ſich mit den Belagerern zu ſchlagen.

Da Rudolph bei dieſer Nachricht vernahm, daß der belagerte Ritter ſchlechterdings nicht zum Kreuz kriechen wollte und auch in keine gütliche Unterhandlung mit Helfenſtein ſich einließ, hielt er folgende kraftvolle Anrede an ſeine Soldaten: Wer Konrad von Hohengerhauſen beſiegt, rief er, dem gebe ich mein kaiſerliches Wort, bei Euphemie's Vater zu bewirken, daß er ſie einem unbeſcholtenen Ritter zum Weibe gebe (und ſie dem Kloſterleben entſagen müſſe), und ich belohne denſelben noch mit mehr in dieſer Gegend verfallenen Schlöſſern und Gütern. Dieſe nie geſehene Schönheit von achtzehn bis neunzehn Jahren ſchwebte den jungen Streitern mit allen den Reizen vor, welche ſie vielleicht nicht beſaß; ſie ſahen ſich ſchon im Beſitz dieſes köſtlichen Guts und eilten es zu erlangen. Aber auf einmal nahm die Sache eine ganz andere Wendung, denn im Andrang der Feinde

wehete eine Friedensfahne vor den Schloßthor, und sogleich hörten alle Feindseligkeiten auf. Was mußten die Belagerten fürchten, wenn auch sie mit gleichem Ungestüm und Glücke wie bisher ihre Veste behaupteten?

Aber wenn die Geschichte jener Zeit schon reich an Beispielen ist, welche zum Beweis aufgestellt sind, daß die Politik oft sehr unpolitisch handelt, wenn sie über Rücksichten der Familie das Wohl und Interesse des Staates, über dem Interesse des flüchtigen Augenblicks das der unendlichen Zukunft, über dem Aeußeren und Kleinlichen das Wesentliche und Große vergißt; so gibt es auf der andern Seite auch Zeitpunkte, wo die Gefahr zu dringend ist, Epochen einer Krise aufzuopfern, wo die letzte Noth und auf der Spitze schwebende Untergang alle Vorurtheile vergessen macht und nur den Grundsatz aufstellt, aus zwei Uebeln das Beste zu wählen. In einer solchen traurigen Lage befand sich jetzt Konrad und seine so innig geliebte Euphemie. Entschließen konnte er sich nicht, in dieser verzweifelnden Lage mit ihr die Flucht zu nehmen. Nun war er schon seit mehreren Tagen mit der Schwester seiner Mutter, einer gebornen von Hallwyll (nicht v. Oettingen), aus der Schweiz, in Unterhandlung getreten, welche die zwei Verliebten aus dieser Todesgefahr erlösen sollte.

Bekanntlich saßen in dieser Gegend zwei Helfensteine, der eine auf dem Blauenstein, der zweite auf dem Frauenberg, der unter der Burg Hohengerhausen lag, welche die von Hallwyll als Wittwe besaß. Da sie von allem unterrichtet war, was seit dieser Katastrophe vorgegangen

und die Sache keinen Aufschub mehr gestattete, so begab sie sich in das Lager Kaiser Rudolphs, und begann mit folgenden Worten: Vetter, erinnert Euch an die drohende Lage, in welcher wir uns befinden, und daß auch Eurem Heer noch Schaden zugefügt werden kann. Zwar hat sich der Himmel über uns erzürnt; aber in einer lachenden Zukunft seht Ihr den Frieden. Konrad ist kein Räuber, kein Ruhestörer, zu welchem ihn mein Schwager von Helfenstein macht; er wollte seine Tochter, und er hat sie ihm verweigert. Der Vorfall unter der Burg war von beiden verabredet, und wenn ich es frei gestehen muß, so habe ich selbst den größten Theil daran. Zur Flucht rieth ich nie. Ich selbst gebe Konrad einen Brautschatz, der dem Helfensteinischen gleich kommen soll. Ich bitte für diese zwei einander von Jugend auf so treu liebende Personen, daß Ihr jetzt allen Streit aufhebet und dem Ritter Gnade erzeiget.

Diese aufrichtige und ernstliche Erklärung verursachte bei Rudolph und Helfenstein tiefes Nachdenken. Rudolph blickte tief, denn er sah, daß sie das Resultat der Verzweiflung war und er es mit einem Feinde zu thun bekommen würde. Rudolph ertheilte daher seiner achtungswerthen Freundin auf ihre bescheidene Vorstellung keine noch mehr erbitternde Antwort. Auch der Gram Helfensteins legte sich, und nun erfolgte der kaiserliche Ausspruch: die Belagerung aufzuheben, und Konrad und Euphemie sollten auf Kaiserwort im Lager erscheinen, um zu erfahren, was weiter in der Sache zu thun sey. Beide erschienen, und mit ihnen ihr Schutzengel, die alte Frau

von Helfenſtein, eine geborne Hallwyll. Alle drei warfen ſich auf die Knie. Dieſe Stellung mußte rühren, und ſie verfehlte auch ihren Zweck nicht am Herzen Rudolphs. Dieſer verweilte einige Minuten auf den demüthig Knieenden, richtete dann zuerſt ſeine ehrwürdige Freundin und Landsmännin mit den tröſtlichen Worten auf: ich verzeihe und Helfenſtein ſoll ein Gleiches thun. Letzterer wollte nichts davon hören. Sie iſt der Kirche geweiht, und ſolls auch bleiben.

Euphemie läßt ſich durch dieſen Ausſpruch nicht abſchrecken, ſondern ergreift die Gelegenheit, wie bei der Entführung Ritter Karls von Eichenhorſt, das Fräulein von Hochburg.

Euphemie that das nemliche und wendete ſich in der nemlichen bittenden Stellung mit folgenden Worten an ihren Vater:

O Vater, habt Barmherzigkeit
Mit Eurem armen Kinde!
Verzeih Euch, wie Ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde.
Glaubt, beſter Vater, dieſe Flucht,
Ich hätte nimmer ſie verſucht,
Wenn vor des Kloſters Bette
Mir nicht gegrauſet hätte.

Wie oft habt Ihr auf Knie und Hand
Gewogen und getragen,
Wie oft du Herzenskind genannt,
Du Troſt in allen Tagen.

O Vater, Vater, denkt zurück!
Ermordet nicht mein ganzes Glück!
Ihr tödtet sonst daneben
Auch Eures Kindes Leben!

Bald sanken Zorn und Ungestüm,
Das Vaterherz wuchs über;
Von hellen Zähren strömten ihm
Die stolzen Augen über!
Er hob sein Kind vom Boden auf,
Er ließ der Herzens-Fluth den Lauf,
Und wollte schier vergehen
Vor wundersüßem Wehen!

Nun wohl, verzeih mir Gott die Schuld,
So wie ich dir verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie auf's Neue!
In Gottes Namen sey es drum,
Hier wandt' er sich zum Ritter um,
Da nimm sie meinetwegen,
Und meinen ganzen Segen!

Eupheinie wurde Konrads Gattin und der edle Kaiser verzieh beiden, belohnte ihn aus besonderer Gnade mit der Burg Hohengerhausen und Ruck, und mehreren in der Gegend liegenden Ortschaften.

Die sorgende Wittwe, Anna von Helfenstein, feierte das Andenken dieser Hochzeitfeier in der nahen Kapelle

bei dem Dorfe Gerhausen, so lang sie noch lebte. Allen sich dort befindlichen jungen Leuten wurde ein ganzer Eimer guten Weins zu Theil, um das Andenken dieser von ihr gestifteten Hochzeit, so lange Gerhausen stehen würde, zu feiern, und des glücklichen Ereignisses als gute Unterthanen sich zu freuen und zu erinnern.

Der Staufer Geist.

Dieser ist ein Licht, welches bei Sturm und Regen vom Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach geläuteter Abendglocke sieht man ihn oft am Hohenstaufen liegen, wie die Landleute sagen, und da sey es, als ob man in einen angezündeten Backofen hineinsehe. Auf einmal erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg über den schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Rechberg verbindet, geht bald langsam, bald schnell und über die Tannen hüpfend, kommt links an der Burg vorbei bis an die Hägehäuser, unter der Pfarrkirche auf dem Berg.

Von da kehrt er auf dem nämlichen Wege wieder zurück, und bleibt bis zur Morgenbetglocke am Hohenstaufen liegen, wo er sodann verschwindet.

Dieses Phänomen erscheint nicht alle Tage, sondern nur hie und da, und besonders zur Herbstzeit.

Der gemeine Mann hält dieses für etwas Uebernatürliches, sagt übrigens aber, daß der Staufer Geist ein guter Geist sey und Niemanden Böses zufüge.

Schon nahen Sturm und Regen
Und finſter wird die Nacht,
Das Glöcklein ruft zum Segen,
Das Tagwerk iſt vollbracht.

Bald eilt von Hohenſtaufen
Der Geiſt dem Rechberg zu.
Ach! ewig muß er laufen
Und findet keine Ruh'.

Zur Herbſtzeit ſieht man immer
Am Hohenſtaufen ihn,
Doch muß mit großem Schimmer
Er dann gleich weiter zieh'n.

Wenn hell das Glöcklein tönet
Zum heil'gen Engelgruß,
Der Geiſt, noch nicht verſöhnet,
Die Sünden büßen muß.

Bald langſam und bald eilen
Wohl über Stock und Stein,
Sieht man ihn ohne Weilen,
Trifft er am Rechberg ein.

Und will er ſtill dort ſtehen,
Sich ſuchen kurze Ruh,
So treiben ſond're Wehen
Ihn Staufen wieder zu.

So muß er immer wandern,
Ihm winket keine Raſt;
Von einem Berg zum andern
Treibt's ihn mit ſteter Haſt.

Links an der Burg * da gehet
Der Staufer Geiſt herum,
Und wo die Kirche ſtehet,
Da kehrt er wieder um.

Kommt er nach Hohenſtaufen,
Iſt an des Berges Fuß,
Liegt er, darf nicht mehr laufen,
Gebannt zur bittern Buß.

Und tönt die Glock' hernieder
Zum Morgenſegen laut,
So ſieht man ihn nicht wieder,
Als bis der Abend graut.

Wer mag es wohl ergründen,
Warum ein Geiſt hier irrt,
Und Ruhe nicht kann finden,
Und nicht erlöſet wird?

Man ſagt, daß einſt gelebet
In Barbaroſſa's Sold
Ein Ritter, der geſtrebet
Nur ſtets nach Schätz' und Gold.

Burg Rechberg.

Es habe dieſer Ritter
Mit einem Räubertroß
Geſtohlen einſt viel Güter
Auf Rechbergs hohem Schloß.

Hab ſeinen Theil vergraben
Bei Hohenſtaufen dort;
Drum könn' er Ruh nicht haben
Und gehe immer fort.

Sey ohne Buß geſchieden,
Mit Mord und Raub befleckt,
Und finde dann erſt Frieden,
Wenn man den Schatz entdeckt.

Minna von Horneck, oder die Sage vom Minneberg.

Auf der Burg Hornberg, wo einſt die heilige Rotburga in ihrem ſtillen Kämmerlein zwiſchen der Welt und ihrem Glauben ſchwankte, wohnte bald nach ihr auch eine Zierde ihres Geſchlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Schwarzenberg, reich und angeſehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Mägdleins Hand, und nicht vermochte Minna's Vater, einen ſo angeſehenen Eidam auszuſchlagen.

Aber Minna's Herz und Liebe gehörten längſt dem Ritter Edelmuth, der zwar arm an Gütern, aber deſto

reicher an männlicher Tugend war. Einſt hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte ſein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenſchaften verſchafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieſes einſame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelmuth ſäumte nicht, ihm zu folgen. Minna's Vater war dieß erwünſcht: er wollte den Geliebten ſeiner Tochter entfernen (hatte er doch bereits einem Andern ihre Hand zugeſagt) und beſtärkte Edelmuthen noch durch das gleißneriſche Verſprechen in ſeinem Vorſatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange ſieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, deſſen edle Geſtalt inmitten der ganzen Pilgerſchaar hervorragt, den Neckar abwärts ſchifft.

Jahre vergingen — der Thaten viele vollbrachte Edelmuth, und ſchon war er ſeines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeſchnitten von den Seinen, in Feindes Händen gerieth.

Dieſer, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatten, warf ihn in eine Höhle, einſt der Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier ohne die mindeſte Nahrung; am dritten endlich erblickte er

oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht, und eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herab gleitete: „Zwei Diener harren meines Winkes, darum komm und folge mir in jene stille Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können.“

Aber der Ritter antwortete: „Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst du edel, so rette mich.“ — „Nur Liebe kann dich retten,“ entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst du Freiheit finden.“ — „Nur wer Treue übt, antwortete Edelmuth, ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen.“ Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehentlichsten Bitten über ihren harten Vater nichts vermochten und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Schwarzenberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen und fuhren im Dunkel der Nacht den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war. Sie landeten, um hier einen Zufluchtsort zu suchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis. Durch das dichteste Gebüsch stiegen

die zarten Frauen den Felsen hinan, nicht ohne große Mühe, bis sie eine Höhle entdeckten, worin Minna bis zur Rückkehr ihres Ritters mit ihrer Zofe zu wohnen beschloß.

Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie sich umwandte, stand Ritter Edelmuth in lichtem Waffenschmucke vor ihr. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht, und als er dort Niemanden als den trauernden und reuigen Vater fand, so schwur er, er wolle seine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn sein treuer Hund auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten seines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entseelt die Geliebte, noch im Tode schön wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe selbst zur Leiche. Zur Besinnung zurückgekehrt, erfüllten seine Klagen die Wälder, und so oft er die Stelle wieder fand, wo seine Minna schon im kühlen Grabe ruhte, rannen seine Thränen heißer. Als einst die Abendsonne freundlich den Hügel beschien, warf Edelmuth, wie gestärkt von oben, sich auf seine Knie nieder, und dankte Gott, daß er ihn hieher geführt habe, um noch einmal das Bild schauen zu

können, das er so lange in seinem Herzen getragen. Und als sein Schmerz stiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmal seiner Liebe an dieser Stätte eine Burg, und nannte sie Minneburg. In der Felsenhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, fügte er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher geführt.

Hier brachte Edelmuth den Rest seiner Tage zu; täglich wandelte er, angethan mit dem Waffenkleide, in welchem seine verblichene Geliebte sich ihn stets dachte, durch den Forst, und wenn er an einem Baume seinen Namen von Minna's Hand eingegraben fand, so schrieb er den ihrigen darunter. Schon lag der Rost auf seinem Panzerkleide, sein Angesicht ward bleich und seine kräftige Gestalt begann zu welken,

Bis endlich er, von Alter grau,
In schwarzem Waffenkleid sich niederlegt,
Und nun zum letztenmal die Hände faltet,
Aufflehend zu der hohen Liebesmacht,
Daß sie in ew'ger Vereinigung
Den Herzen, die einander nur gelebt,
Die ird'sche Liebestreue lohnen möge,
Die Burg, von Menschenhänden einst erbaut,
Ist nun von Menschenhand zerstöret auch;
Ein Denkmal ew'ger Liebestreue, die,
Ob Mauern brechen, Schlösser niedersinken,
Selbst unzerstörbar, eine sich're Burg,
Aufragt aus edler Herzen festem Grund.

Das Fräulein von Bühl.

Im hohen Ahnensaale zu Bühl
Da mischen gar viele das Kartenspiel;
Doch von allen spielet Niemand so gut,
Denn das Fräulein von Bühl, das junge Blut.

Fast all' ihr Gold und Schmuck ist dahin,
Doch bleibet bethört der Spielerin Sinn.
Stets hoffet sie noch zu gewinnen,
Und — steht ihre Habe zerrinnen.

Schon wirft der Mond seinen hellen Schein
Durch des Saales Fenster mahnend herein.
Du armes, armes Fräulein von Bühl,
Ist dir noch nicht verleidet das Spiel?

Noch nicht hat genug sie am Spiel sich ergötzt:
So lange sie hat, so lange sie setzt.
So muß denn auch noch das Letzte dahin,
Das letzte bringet vielleicht den Gewinn.

Der Teufel gab es dem Fräulein ein,
Das Letzte dem Spiele des Unglücks zu weih'n.
Wohlauf! ruft sie in der Mitternacht,
Da sie noch wacker am Spieltisch wacht.

Herbei ihr Spieler, wer hat den Muth,
Zu spielen mit mir um mein väterlich Gut?
Seht, wie mein Kilchberg von dort so traut
Zum Saale von Bühl herüber schaut.

Wie betäubt durch das Wort alle Spieler stehn,
Und keiner wagt es, heranzugehn.

O Fräulein, nimm doch dein Wort zurück,
Es raubet dir all' dein irdiſches Glück.

Da nahet ſich endlich einer und ſpricht:
Gereuet, mein Fräulein, das Wort Euch nicht,
So wag' ich's: die Güter Kilchberg und Bühl
Sind wahrlich mir als Beſitz nicht zu viel.

Unglücklich des Fräuleins Karte lag —
Da naht ihr in Unheil der neue Tag.
O armes Fräulein, die Eine Nacht
Hat dich um Gut und Erb' gebracht.

Und was iſt dir noch geblieben?
Nicht Bühl und Kilchberg dort drüben,
Die Karten, damit du magſt wandern
Von einem Hauſe zum andern.

Ihr Fräulein, denen auch das Spiel
Mit Karten gefällt, wie dem Fräulein von Bühl,
Ich rath' euch von Herzen, nach Kilchberg zu gehn,
Um dort etwas Schönes für euch zu ſehn.

Im Saale des Schloſſes da hängt eine Maid,
Noch haftet ihr Blick mit ſichtbarer Freud'
Am Beutel mit dem Kartenſpiel;
Das iſt das bekannte Fräulein von Bühl.

Nur Schad', daß des Malers künſtliche Hand
Ihr den Schmuck noch gab und das reiche Gewand.
Ein Bettlerkleid dem Fräulein gehört;
So würde vielleicht noch Manche bekehrt.

Die Edelfrau-Höhle.

Im Gebirge diesseits des Rheins ist eine wilde, felsigte Gegend, die Gottschläg genannt. Ueber einem Wasserfalle, der brausend vom Gestein herabstürzt, sieht man eine Felsenhöhle die seit undenklichen Zeiten das Edelfrauenloch heißt, und von deren Namen sich folgende Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Auf dem Schlosse Bosenstein, im Kappler Thal, welches früher schon von den Hunnen und später noch einmal im Bauernkrieg zerstört wurde, lebte ein Ritter Welf von Bosenstein mit seiner Hausfrau. Diese war voll eiteln Sinnes und dabei hart gegen das Hausgesinde und die Armen. Einst auf einem Spaziergange begegnete ihr ein zerlumptes Bettelweib mit sieben kleinen Kindern und bat um ein Almosen. Die Edelfrau zürnte die Bettlerin an und sagte: Ey, du unverschämte Dirne, mußt du sieben Kinder haben, wenn du sie nicht nähren kannst? Ach, seufzte das Weib, ich hatte wohl Brod für sie, so lange mein Mann lebte, der ein fleißiger Köhler war, aber der Himmel hat mich zur Wittwe und diese Unmündigen zu Waisen gemacht, darum sollen die Menschen sich unsrer erbarmen.

Der Edelfrau stieg das Blut zu Gesicht ob der freien Rede, und sie versetzte höhnisch: Du hättest deine sieben Bracken dem Manne in's Grab legen sollen. Das arme Weib warf einen flammenden Blick auf sie und rief: Nun so wünsche ich, daß du mit sieben Kindern zugleich niederkommen mögest.

Die Edelfrau ſchlug ein lautes Gelächter auf, aber zugleich wurde ſie von einem unerklärlichen Schauer ergriffen. Es war ihr das Gefühl, als könne der Fluch in Erfüllung gehen. Dieß geſchah auch wirklich. Einſt, als der Ritter von Boſenſtein auf der Jagd abweſend war, wurde ſie plötzlich von Wehen überfallen, und brachte ſieben Knäblein zur Welt. Da rief ſie eine vertraute Magd und befahl ihr, ſechs von den Kindern zu nehmen und ſie in einem Weiher zu ertränken. Die Magd that wie ihr geboten worden. Als ſie ſich mit den Kindern dem Weiher näherte, kam eben der Burgherr von der Jagd zurück. Was trägſt du in dieſem Korbe? fragte er. Es ſind ſechs junge Hündlein, die ich in's Waſſer tragen ſoll, ſtotterte die Dirne, den ſiebenten hat die gnädige Frau für ſich behalten.

Der Ritter verlangte die Hunde zu ſehen, und erfuhr nun die gräßliche That. Er legte der Magd Stillſchweigen auf, nahm die Kinder und brachte ſie in das Haus eines wackern Landmannes, der ſie erzog. Nach ſieben Jahren ſtellte er ein Gaſtgebot an, wobei man guter Dinge war. Gegen Ende des Mahls fragte er: was der Frau gebühre, die ihre eigne Kinder tödte?

Eine ſolche Rabenmutter ſoll man mit einem Laib Brod und einem Krug Waſſer lebendig einmauern, rief die Edelfrau, die in dieſem Augenblick ihres Verbrechens nicht gedachte. Da ließ der Ritter die ſechs Knaben herein, und ſprach: dieſe da wollteſt du ertränken laſſen. Du haſt dein Urtheil ſelbſt geſprochen.

Die Edelfrau wurde jetzt in die Höhle in Gottſchläg

gebracht, die von diesem Begebnisse ihren Namen hat. Das Geschlecht der Edlen von Bosenstein erlosch in seinem männlichen Nachkommen erst im Jahr 1773, und die Burg ist jetzt ein Eigenthum der Herren von Türkheim.

Der Hergottstritt auf dem Rosenstein bei Heubach.

Hoch ragt von der östlichen Spitze der Alb
Ein Felsen, vermoost und verwittert;
Zur Hälfte von Büschen bedecket, und halb
Von löcherichten Mauern umgittert.

Tief unter ihm grünet die lachende Flur
Ein blühender Garten, verbreitet.
Rechts fließet die Rems, von der Hand der Natur
Um rebige Hügel geleitet.

Hier ließ, auf der Spitze des Felsens, von fern
Des Schwabenlands liebliche Auen,
Vor grauen Jahrhunderten, Christum den Herrn,
Satan, der Versucher, beschauen.

Sieh, sprach er, und deutet ins Remsthal hinein,
Des Weinstocks erfreuliche Spenden,
Die schönen Gefilde da, rechts an der Lein,
Und Ellwangens fette Präbenden.

Und links über'n Rechberg und Staufen hinauf
Den Wechsel der Dörfer und Wälder,
Und hin, wo der Kleinsbach in schlängelndem Lauf
Sich wendet durch blühende Felder.

Bis hin, wo die Enz, mit dem Neckar vermählt,
Durch Schwabens Elysium fließet,
Und Mutter Natur auf die schönere Welt
Die Schaale des Regens ergießet.

„Sieh, rings um das Alles, und beuge dein Knie
„Vor mir, und du sollst es gewinnen!"
Doch Christus entgegen ihm donnerte: „Flieh,
„Verfluchter! und heb' dich von hinnen!" —

Da kollerte Satan die Berge hinab,
Es bannt, in der Beelzebubsklinge,
Ein langes Jahrtausend in's felsigte Grab
Der Fluch den Verderber der Dinge.

Da liegt er an Ketten, mit bitterer Buß
Den Gräuel der Sünden zu büßen,
Drum sieht man am Berge den schwärzlichen Fluß
Satanischer Thränen entfließen.

Doch Christus, der Mittler, mit mächtigem Schritt
Ging über die Berge von hinnen;
Tief drückte die Spur sich vom Hergottstritt
Auf Scheulbergs und Rosensteins Zinnen.

Hier steht man landeinwärts auf spitzem Gestein,
Dort drüben landauswärts vom Fuße,
Noch immer das Zeichen — und ehren's gar fein
Die Pilger mit brünstigem Kusse.

D'ran bauten die Herren von Roſenſtein
Ein Schloß unter Buchen und Ellern;
Und tranken gar ſtattliche Humpen voll Wein
Aus Felſen gegrabenen Kellern.

Sie raubten gewappnet Thal ab und Thal auf,
Nie waren die Straßen geheuer;
Sie holten ſich Augsburger Waaren herauf,
Und bargen's in felſiger Scheuer.

Gegenüber der Burg hat, durch Wunder bekannt,
Errichtet an heiliger Stelle,
Die heilige Maria, von Beißwang genannt,
Im Eichenwald eine Kapelle.

Es hatte ſie Friederich, der mit dem Biß,
Geſtiftet — ſo lautet die Kunde,
Da, wo man der Mutter ihn weinend entriß,
Drum heißet ſie Beißwang zur Stunde.

Dort hinkten viel Tauſend auf Krücken hinein,
Und gingen auf eigenen Beinen
Heraus — darum glänzten auf Edelgeſtein
Und Golde die heiligen Schreinen.

Da ſtiegen — es blies ihnen Satan dies ein —
Die Roſenſteiner zu Roſſe,
Und erſtürmten die Kirch' und erbrachen den Schrein,
Und brachten den Schatz auf ihr Schloſſe.

Da brauste von Beißwang herüber der Sturm,
Es krachten die mooſigten Eichen,
Es praſſelten ſtürzend das Schloß und der Thurm,
Und deckten mit Steinen die Leichen.

Trotz Sturmgeheul, Donner und leuchtendem Strahl,
Den Zeugen der heiligen Rache,
Vernahmen die zagenden Pilger im Thal
Des Satans entsetzliche Lache.

Im Schlosse da siedeln jetzt Raben sich ein;
Bleich wanken des Nachts und mit Trauern
Die modernden Ritter von Rosenstein
Rund um die verfallenen Mauern.

Die Felsenhöhle.

Nach der ehemaligen Abtei Allerheiligen geht, von Oberachern aus, der Weg durch ein wildes Thal. Nicht weit davon liegt, an einer einsamen Waldstelle, ein mächtig großer Fels, der durchaus wie eine alte Kirche gestaltet ist. Nach einer dunkeln Sage war dieß eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend und von einem edlen Alemannen gestiftet worden. Er hinterließ sieben Töchter, welche eben so schön als fromm waren und auf der väterlichen Burg in Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attilla mit seinem furchtbaren Heere an den Rhein kam, um nach Gallien zu gehen. Er ließ eine Menge Flöße verfertigen, auf welchen der Rheinübergang geschehen sollte. Von den Schaaren, die ausgeschickt wurden, das nöthige Holz herbeizuschaffen, kam eine durch Zufall auf die Burg, auf welcher die sieben Schwestern wohnten. Die rauhen Krieger ehrten eben so wenig die Tugend als die Wehr-

losigkeit, und ließen ihren frechen Begierden freien Zügel. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; auch waren sie bereits im Augenblick entschlossen, den ersten vorzuziehen, als ein alter, treuer Diener ihnen rieth, gegen Abend durch einen unterirdischen Gang nach der Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er wollte bis dahin die ungeschlachten Gesellen beim Trunke festhalten, und meinte, sie würden's doch nicht wagen, das Haus des Herrn zu entweihen.

Die sieben Schwestern nahmen den guten Rath dankbar an und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht entdeckt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Diese stürzten voll Wuth nach der Kirche; als sie aber die Thüre verschlossen fanden, fällten sie im Walde eine junge Tanne, und hieben die Krone und Aeste davon ab, um mit dem Stamme die starke eichene Pforte zu sprengen. Die Arbeit war in einer Stunde vollendet, und mit wildem Hohngeschrei eilte die freche Rotte, das ruchlose Vorhaben in Ausführung zu bringen. Sie kamen bald an Ort und Stelle, allein der Eingang in die Kirche war nicht mehr zu finden. Auch die Fenster und überhaupt jede Oeffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, doch als ein dichter Fels, und leis und schauerlich tönte daraus hervor ein Sterbegesang. Noch vernimmt bisweilen der einsame Bergbewohner in stillen Nächten liebliche Stimmen, die aus dem Stein zu kommen scheinen, aber keine Furcht erregen, sondern das Gemüth mit einem frommen Sehnen erfüllen.

Der Drachenkampf.

Wieder bringt die traur'ge Kunde
Vor des Grafen Hugo's Ohr,
Wie der Drach aus Schwarzlochs Grunde
Brach mit neuer Wuth hervor.

„Nimmer länger kann ich's tragen,"
Ruft der Graf: „mein Roß herbei!
Heut will ich den Jagdpreis jagen,
Ob es auch der letzte ſey."

Und er greift im wilden Grimme
Nach der Armbruſt, nach dem Speer,
Gibt der Gattin Warnungsſtimme,
Seinen Kindern kein Gehör.

Ab thät er die Augen wenden
Von den Seinen; auf ſein Roß
Schwingt er ſich, und läßt dahinten
In der Burg den Dienertroß.

Nur ein Rüdenpaar begleitet
Treulich den geliebten Herrn.
Schnell der Kampfbegier'ge reitet:
Nimmer iſt die Stätte fern.

Hinter einem Hügelrunde,
Vor dem Menſchenblick verſteckt,
Hat in eines Waldthals Grunde
Sich zum Raub der Drach gelegt.

Hug' ſteht in des Waldthals Dunkel
Schon, er hält ſein Roß jetzt an;
Da bricht durch Gebüſch Gefunkel,
Und er ſieht den Drachen nahn.

Flugs zielt nach des Unthiers Lenden
Hug' den Speer mit rüſt'ger Hand,
Einen Pfeil noch nachzuſenden,
Iſt die Armbruſt ſchon geſpannt.

Doch der Speer und Pfeil vergebens
An den Schuppen prallet an,
Denn dem Thier zum Sitz des Lebens
Keine Wehre dringen kann.

Wild mit aufgeſperrtem Munde
Geht es jetzt auf Hugo los;
Scheu verkriechen ſich die Hunde,
Hoch ſich bäumend ſtürzt das Roß.

Hugo kann ſich nimmer heben
Unter ſeines Roſſes Laſt:
Die geliebten Hände beben
Mit dem Schwert umſonſt gefaßt.

Heil'ger Jörg, woll' Hülfe ſenden,
Ruft der Graf jetzt nah' dem Tod,
Ich will dir ein Kirchlein gründen,
Hilfſt du mir aus dieſer Noth.

St. Georg der heil'ge Ritter
Auf des Fleh'nden Ruf erſchien
Wie der Blitz im Sturmgewitter,
Und trat ſchützend vor ihn hin.

In des Unthiers off'nen Rachen
Stößt er den gewicht'gen Speer,
Und es reget ſich im Drachen
In dem Nu kein Odem mehr.

Schnell war St. Georg verſchwunden.
Hugo's Knappen, die von Fern',
Leiſe nachgefolget, funden
Wohlbehalten ihren Herrn.

Hugo bald das Kirchlein bauet,
Dem Gelübd' getreu, unweit
Von dem Kampfplatz; öde ſchauet
Es noch aus der alten Zeit.

Der Ring.

Der ganze Raum, den jetzt die Stadt Gmünd einnimmt, ſo wie das ſüdliche und nördliche Thal, in welchem ſich die Stadt erhebt, war in alten Zeiten mit wilder Waldung bedeckt. Nur eine kleine Lichtung tauchte aus dieſem Forſtlabyrinthe auf, und auf dieſer Lichtung ſtand ein Jägerhaus, bewohnt von dem alten Waidmann Eckart, ſeinem Weibe Irmengard und ſeinem einzigen Sohne Horſa. Der alte Eckart hatte ſeine Jugend und ſein reiferes Mannesalter im Kriege zugebracht, zog ſich aber dann mit ſeiner Gattin und dem zwölfjährigen Sohne aus dem wüſten Getümmel zurück, und ſiedelte ſich in dem einſamen Waldhauſe an.

Die mit Wild aller Art gefüllten Forste versahen seine Familie in jener einfachen Zeit sattsam mit Speise, und die übrigen zum Lebensunterhalte nöthigen Dinge wußte sich Eckart dadurch zu verschaffen, daß er hie und da die Felle der erlegten Thiere in eine ferne Handelsstadt brachte, und sie dort gegen seine und seiner Familie Bedürfnisse austauschte. Der Knabe Horsa blühte in den Umgebungen der freien Natur frisch und kräftig heran, und als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, sandte ihn sein Vater zum Herzog von Schwaben, damit er diesen seinen Lehensherrn auf dem bevorstehenden Kriegszug begleite. Der Jüngling zeichnete sich ehrenvoll aus und gewann die Liebe seines Fürsten.

Als Friede geworden, kehrte er in seine einsame Heimath zurück, jugendlich stark und schön, aber mit einer tiefen Wunde im Herzen. Es hatte nemlich der Jüngling in den Umgebungen des Herzogs die holde Hermengild, des fürstlichen Kanzlers Tochter, kennen und lieben gelernt.

Wohl fand er Gegenliebe, aber konnte er, der arme Krieger und Waidmann, der nichts besaß, als seine mühsam errungene Ehre und ein einsames Forsthaus zu Lehen trug, hoffen, die Tochter des edeln, angesehenen Kanzlers heimzuführen. Ungewohnt, vor seinen Eltern ein Geheimniß zu hegen, machte sie Horsa mit seiner hoffnungslosen Liebe bekannt, und sein Vater, der gerade schlichte Greis, rieth ihm nun, zum Kanzler hinzugehen, um die Hand seiner Tochter zu freien, und wenn er

abgewiesen würde, sich die Liebesgrille aus dem Kopf zu schlagen.

Der Jüngling beschloß, dem Rathe seines Vaters zu folgen, besonders da eine Mähre umherlief, welche sagte, der stolze Kanzler sey bei seinem Herrn, dem Herzog, in Ungnade gefallen und lebe jetzt sehr beschränkt auf einem einsamen Waldschlosse. Dahin begab sich also Horsa. Als aber der stolze Edelmann die Bitte des Jünglings vernahm, da würdigte er ihn keiner Antwort, und bedeutete ihm höhnend, das Schloß zu verlassen und sich nimmer blicken zu lassen.

Mit diesem sein Lebensglück zerstörenden Bescheid kehrte der Jüngling traurig heim. Die Eltern trösteten ihn, so gut sie konnten, und der Vater meinte, Horsa solle sich seinen Gram durch die Jagd in den umliegenden Forsten vertreiben.

Um diese Zeit erschallten diese sonst so stillen Wälder von lautem Gedränge und Getriebe; denn:

Es hielt auf Hohenstaufen
Der Schwaben Herzog Haus;
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu Jagen aus.

Bei dieser Jagd hatte Eckart und sein Sohn viel zu thun. Sie mußten dem Herzog, seiner Gemahlin und dem Jagdgesinde zu Wegweisern dienen, die wildreichsten Stellen zeigen und in dem einsamen Waldhause den hohen Gästen vor ihrer Heimkehr eine Jagdmahlzeit bereiten. Während des Jagens aber ereignete sich ein

Zufall, welcher Horſas Glück begründete und die Erbauung der Stadt veranlaßte. Die Herzogin nämlich verlor in fröhlicher Haſt und Jagdluſt ihren Ehering. In jenen Zeiten ward ein ſolcher Ring gleichſam für einen Talisman gehalten, der von dem Glück und Unglück des Ehepaars abhänge; und ſo darf man ſich nicht verwundern, wenn die Herzogin des verlornen Kleinods wegen ſehr in Aengſten war.

Die Bewohner des Waldhauſes gingen am folgenden Morgen ihren Geſchäften nach. Horſa nahm ſeine Jagdwaffen, um im Forſte zu ſtreifen und den Gedanken an ſeine Hermengild nachzuhängen. Er war kaum hundert Schritte von der Wohnung entfernt, als er da, wo jetzt die St. Johanneskirche ſteht, einen ſtattlichen Hirſch gewahr wurde. Er legte auf denſelben an, der Pfeil ſchwirrte und das Thier ſtürzte nieder. Als nun aber der Jäger ſeine Beute genauer unterſuchte, erblickte er an der äußerſten Spitze des Hirſchgeweihes den köſtlichen Ehering der Herzogin. Sogleich eilte er nach Hohenſtaufen, ſeinen Fund anzuzeigen. Die Herzogin, ſehr erfreut, wollte dem glücklichen Finder eine Gnade gewähren. Der Jüngling entdeckte ihr ſeine hoffnungsloſe Liebe; und ſieh, durch ihre Fürſprache begnadigte der Herzog den Kanzler wieder, und brachte es dahin, daß er ſeine Tochter dem jungen Waidmann zum Weibe gab. Auf der Stelle, wo Horſa den Ring gefunden, ließ die fromme Herzogin die noch jetzt ſtehende St. Johanneskirche erbauen. Allmählig lichtete ſich der dunkle Wald, mehrere Häuſer entſtanden, und Horſa und

Hermengild ſahen, glücklich vereint, eine zahlreiche Nachkommenſchaft fröhlich heranblühen.

Alſo legte die Vereinigung eines treuliebenden Paares den Grund zur Erbauung einer blühenden Stadt.

Kaiſer Friedrich I. und Gela.

Der edle, ritterliche Hohenſtaufe, Friedrich Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf ſeiner väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erſt 23 Jahr alt, und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer ſeiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Bruſt des Jünglings eine heftige Liebe, die bald ſein ganzes Weſen erfüllte. Eines Tags begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingeriſſen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand, und ſagte, mit faſt zitternder Stimme: Schöne Gela, ich lieb' Euch, und kann es nicht länger verbergen. — Die Jungfrau ſtand da, hocherröthend und verwirrt, und ſchlug die Augen nieder. — Zürnt nicht, rief Friedrich, und drückte ihre Hand an ſeine Lippe und entfernte ſich eilig.

Von dieſer Stunde an ſchien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübſinnig und faſt menſchenſcheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte

die Urſache errathen. Die ſchöne Gela allein wußte recht gut Beſcheid, aber das Geheimniß lag wohlverwahrt in ihrem Buſen.

Eines Abends begegneten ſich beide in einem einſamen Gehölz an der Kinzig. Gela ſuchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schweſter. Friedrich grüßte ſie ehrerbietig — doch als ſie auf dem ſchmalen Pfad an ihm vorüberging und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor ſeinen Blicken, mit einem dumpfen Ach taumelte er gegen einen Baum, und hatte Mühe, ſich an dem Stamm deſſelben aufrecht zu erhalten. — Gela wurde ergriffen von ſeinem Zuſtande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und ſagte: Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burgkapelle.

Friedrich fand ſich bald nach Mitternacht an dem beſtimmten Ort ein, denn der Schlaf floh ſeine Augen. Gela erſchien mit dem erſten Hahnenſchrei. Sie zog ihn ſanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, ſetzte ſich neben ihn und ſagte: Ihr liebt mich, und ich mag Euch nicht verbergen, daß ich Euch auch liebe, wenn ich ſchon nicht die Eurige werden kann, denn Ihr müßt Euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen oder Herzoge. — Friedrich wollte ſie unterbrechen, aber ſie legte ihm ſanft die Hand auf den Mund, und fuhr fort: Ich mag nichts haben außer dieſer meiner Liebe, Ihr dürft Euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte iſt heilig, und wenn ich fehle, ſo iſt mir die

Mutter des Erbarmens nah. Ich will Euch, wenn Ihr's wünſcht, jeden Tag, in eben dieſer Stunde und an eben dieſem Orte ſehen — aber ſonſt nirgendwo ohne Zeugen. Unſere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte ſie einſt mit hinüber nehmen, wenn ich ſcheide. — Der Jüngling ſchaute ſie an wie ein höheres Weſen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegoſſen. Er hätte jetzt alle ſeine Anſprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabſcheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht unterſank im Strom weicher Gefühle. Die Liebenden ſahen ſich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte in ſtiller Seligkeit an Gela's Wange, an Gela's Buſen, doch ſtieg nie eine unreine Begierde auf in ſeinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiſer Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit ſey, der Ehre ſeine Schuld zu bezahlen. — Unſere Liebe iſt ewig, rief der edle Hohenſtaufe, und bot ihr die Hand zum Abſchied. Ewig, ſagte Gela und ſank an ſeine Bruſt.

Er ging nach Paläſtina, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinzig zurück. Sein Vater war inzwiſchen geſtorben und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich ſuchte ſeine Gela auf, aber ſie hatte den Schleier genommen, und er fand nur einen Brief von ihr, des Inhalts:

„Du biſt Herzog und mußt dir eine Gattin wählen. „Ich habe ein glückliches Jahr gelebt, und dieß reicht

„aus für mein übriges Leben. Unſere Liebe iſt ewig.“

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten ſeiner Geliebten, und ſchwur, ihr werth zu bleiben. Gela's Brief trug er beſtändig auf ſeiner Bruſt, und als er, nach einigen Jahren, ſich verehlichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er ſie nie lieben könne. An die Stelle, wo er ſeine Geliebte im Gehölz gefunden, legte er den Grundſtein zu einer Stadt, und nannte ſie Gela'shauſen, und in dieſem Namen bewahrt ſich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenſtaufen.

Herzog Ulrich in Hagelloch *.

„Annele guck doch zuam Feaſterle naus:
Was pockelt bei Nacht no unna am Haus?“
So ſpricht Hans, der Bauer von Hagelloch,
Derweilen er ſitzet am Imbis noch.

Frau Anne gar ſchnell durch das Fenſter ſchaut,
Und fährt mit dem Kopf bald zurück: potz Kraut,
A verirrter Ma ſtoht drunna; gang na,
Er bittet, mer ſoll am da reachta Weag ſa.

Sa no deam Herra, es könn' it glei ſei,
I ſchiab jo da n aerſte Schub Suppa nei.
Will ar warta, da kaſt jo abe gau,
Un ihn derweil uffer in d'Stuba lau.

---

* Nach einer wahren Anekdote, welche ſich in Memmingers württemb. Jahrb. Jahrg. 1824, Heft I., S. 154 findet.

Frau Anne gar hurtig hinunter geht;
Ein fremder Herr an der Hausthüre ſteht,
Das Jagdhörnlein ihm an der Seite hängt,
Die Schultern ein Mantel von Sammt umfängt.

Frau Anne die ladet ihn freundlich ein,
Däucht' er ihr auch vornehmen Standes zu ſeyn.
„Herr, nau rei! ar könnats mit meim Alta
Bei ſeiner warma Suppa nau halta!"

Der verirrte Ritter tritt in das Haus
Und findet den Hanſen an ſeinem Schmaus.
Wartet nau, lieaber Herr, 's iſch bal verbei,
Ruft Hans, i zoig ich da Weag derno glei.

Doch nunz für uguat, i will mei Eſſa,
So ruabich au wia e iar Herra freſſa.
Der Ritter lächelt, derweilen ſo ſpricht
Hans der Bauer. „Mach' fort, ich ſtör' dich nicht."

Mach' au, mahnt endlich Frau Anne, ſchau lang
Thuat dear Herr jo warta. Jo jo i gang,
Schreit Hans, wiſcht den Mund und hebt ſich vom Tiſch,
Zum Wege ſich rüſtend willig und riſch.

Mein Spiaß lang mar ra, ruft er noch der Frau,
Schon gehend; muaß g'ſtau, it ſöllig i trau
So fürnema Leut, dar Teufel hot viel
Mit aus Bäuerla bei der Nacht ſei G'ſpiel.

Der Ritter lächelt, es trollet voraus
Das Bäuerlein kundig des Wegs; das Haus
Iſt ſchon verſchwunden aus ihren Blicken,
Sie ſtehen auf eines Berges Rücken.

Auf einmal, ſieh, die Wandrer erſchauen
Viel Lichter, da überfüllt ein Grauen
Den Hanſen, „o Herr, miar ſin em Teufel!
Seahnt ſell ſin Gſpenſter ohne Zweifel.

Statt der Herr dem Bäuerlein folget nach,
Folgt dem Herrn das Bäuerlein jetzt gemach.
Auf einmal von allen Seiten erſchallt
Horngetön, daß es weithin wiederhallt.

Da ſetzet der Ritter ſein Horn zum Mund,
Und thut den noch fernen Genoſſen kund,
Daß nah er weile. In eilendem Lauf
Sich jene um ihn jetzt ſammeln zu Hauf.

Vor Angſt und Schrecken das Bäuerlein keucht
Und unter des Ritters Mantel fleucht;
Erſt als er ſieht, daß Menſchen umſtehen
Den Ritter, wagt Hans es, herfür zu gehen.

Vom Schrecken fällt er in neuen Schrecken,
Aus dem ihn kaum die Jauchzenden wecken,
Er hört ſie den Herrn als Herzog grüßen;
Da fällt er dem Herzog in Angſt zu Füßen.

Herr Herzech, fleht er, theant Erbarma hau,
Un mi wieder zua meim Annele lau.
Vergeahnt, aß i hau ſo plump mit ich g'ſchwätzt,
I han n eaba koan Herzech in ich g'ſchätzt.

Der Herzog ſich wendend den Dienern ſagt:
Den Bauern hier auf ein Rößlein gepackt!
Das Gefolge ſich ſputet, den Willen
Des befehlenden Herrn zu erfüllen.

Au waih, ſchreit jetzt Hans, wo komm i denn na?
'S goht g'wiß in en Thurn, o i armer Ma,
Worum bin i denn doch au g'wea ſo dumm?
D' Annele z'letzt no bringt ma mi um.

Doch Hanſen helfen nichts ſeine Klagen:
Rücklings wird vom Pferd er fortgetragen;
Gar ſchnell hat man Bebenhauſen erreicht,
Da ladet man Hanſen ab halb erbleicht.

Dort wird jetzt dem Bauer aufgetragen,
Viel, viel, kaum zu wählen weiß ſein Magen.
Da läßt Hans ſich alles ſchmeckeu gar wohl,
„'S iſch jo doch, ſagt er, mei Henkermohl."

Trank und Speis erfüllt, ſucht er bald die Ruh;
Doch er ſchließet vor Angſt kein Auge zu.
Oft iſt er zur Stunde der Mitternacht
Wie im Schweiße des Todes aufgewacht.

Da fängt's endlich wieder an zu tagen;
Schon hört an der Thür Hans nach ſich fragen:
„Hans der Bauer ſoll zum Herzog kommen;"
Wie war ihm jetzt das Herz ſo beklommen!

„Hans, Hans!" rief an der Thür ſchon entgegen
Der Herzog dem Bauer, der auf der Stegen
Noch ſchwanket und an den Füßen zittert:
„Heran! ich bin nicht auf dich erbittert."

„Ich dank' dir des Dienſtes, doch merk' dir, du mußt,
Wenn du einem einen Gefallen thuſt,
Bereiter und höflich von Worten ſeyn:
Zum Lohn, Hans, iſt dieſes Beutelein dein."

Er reicht dem Hanſen ein Beutelein hin,
Voll Gülden, da ward auf einmal der Sinn
Dem Hanſen ſo heiter: „I armer Tropf,
Hau ſchau glaubt, as it werd kurzer am Kopf.“

„Un iaz kriag i no en Beutel mit Geld:
Noa ſo geits koan Herra mai uf der Welt
Wian iar Herr! tauſigmol Grosdank!
Auſer Herrgot erhalt ich ’s Leaba lang.“

Und wie der Wind war jetzt Hänslein davon:
Er brachte ſchnell ſeiner Anne den Lohn,
Und ſagt ihr, wie er dem Herzog gezeigt
Den Weg, doch die Angſt er ihr klug verſchweigt.

Register.

	Seite
Die heilige Rotburga	3
Der Riese von Marbach	6
Seefräulein	10
Das Eßlinger Mädchen	12
Ottilie	15
Der steinerne Brodlaib zu Neckarhausen	17
Die Burgfrau von Baden	18
Die Steinlacherin und der Russe	21
Der Minneberg	24
Der Geiselstein bei Geißlingen	27
Burg Stolzeneck	29
Des Ritters von Gerhausen Schwur	34
Sage von drei Brüdern	37
Die beiden Weiler von Lichtenberg	40
Die Schalksburg	43
Der Graf von Zimmern oder die Jagd im Stromberg	44
Der Esel von Hohen-Neuffen	49
Die Maid von Bodmann	57

Digitized by Google

	Seite
Sage von der Hochburg Hohennagold . . .	63
St. Fridolin und der Todte	66
Die Burg Blankenhorn	70
Graf Gero von Montfort	76
Das Burgschloß Schramberg	78
Junker Rechberger	84
Der Michaelsberg	88
Der Geiger zu Gmünd	90
Karl der Große und der Siebenrohr-Brunnen in Heilbronn	94
Die Glocke auf der Burg Wunnenstein . . .	97
Die Ritter von der Altenburg	100
Die Kapelle	101
Die Mädchen-Felsen im Brenzthale bei Eselsburg	103
Staufenberg in der Ortenau	106
Des Glöckleins Mahnung zu Königsbronn . .	110
Die geizigen Brüder	112
Kloster Maulbronn	112
Der Ritter Rodenstein	116
Der Klopferle zu Sachsenheim	120
Die Landschaden von Steinach	124
Der Rechberger Klopferle	127
Hohen-Gerhausens Belagerung	131
Der Staufer Geist	141
Minna von Horneck, oder die Sage vom Minneberg	144
Das Fräulein von Bühl	149

Seite

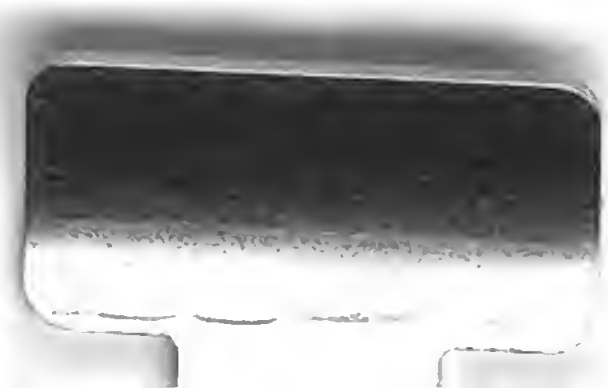
Die Edelfrau-Höhle 151
Der Hergottstritt auf dem Rosenstein bei Heubach 153
Die Felsenhöhle 156
Der Drachenkampf 158
Der Ring 160
Kaiser Friedrich I. und Gela 164
Herzog Ulrich in Hagelloch 167

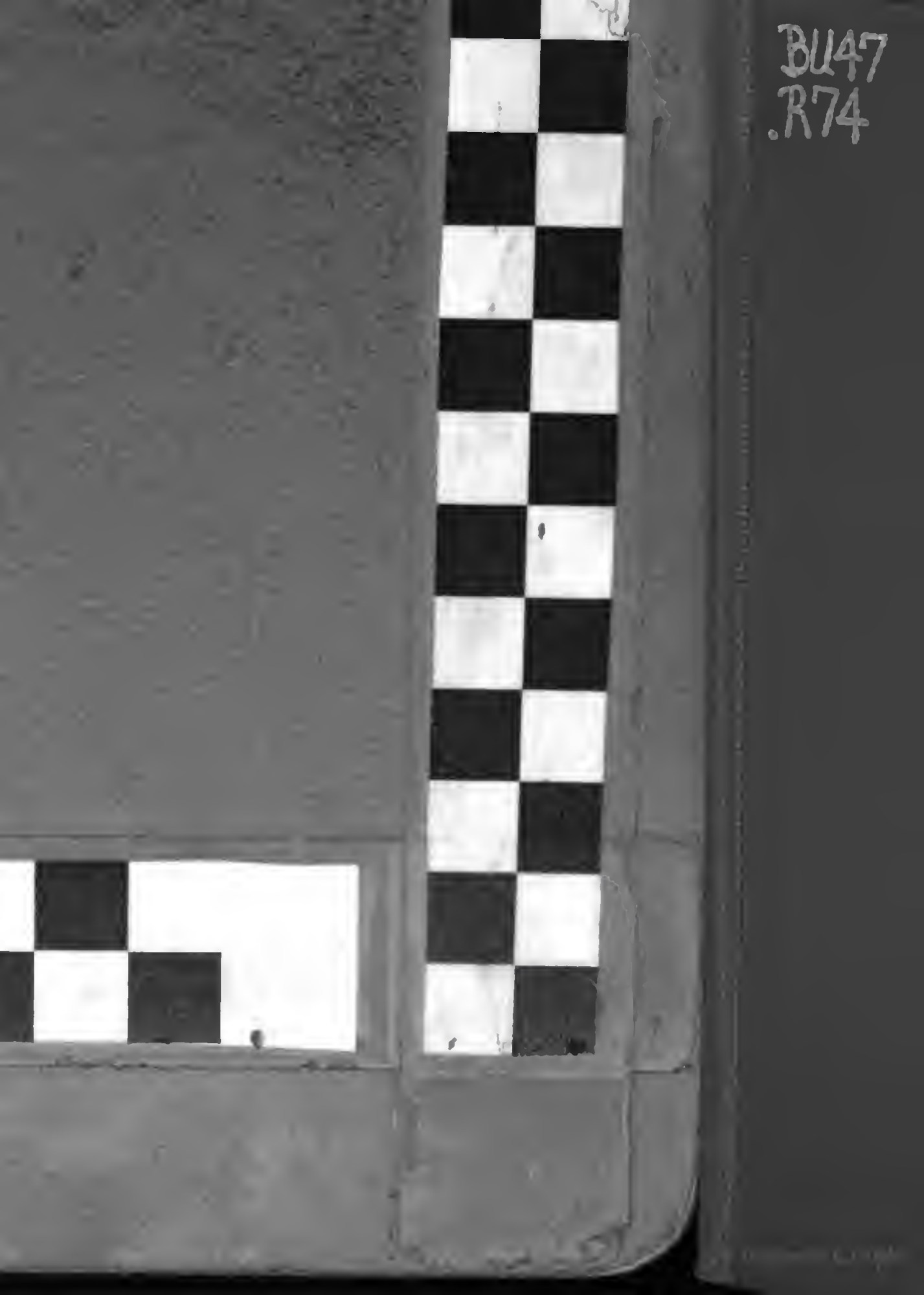
166 712

Seite
151
153
156
158
160
164
167

B90945936 54

B89094593654A




BU47
.R74